



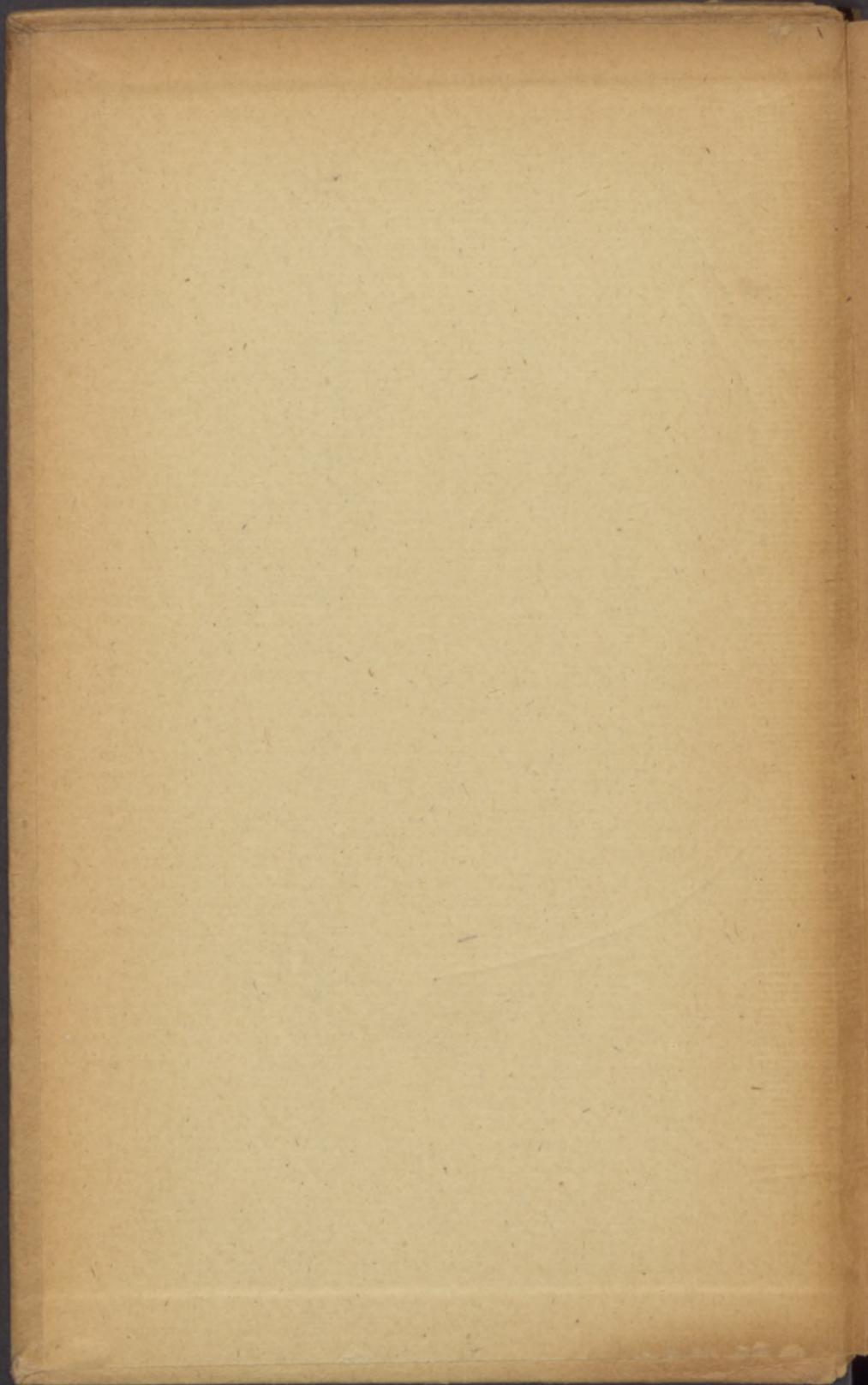
WALDEMAR BONSELS

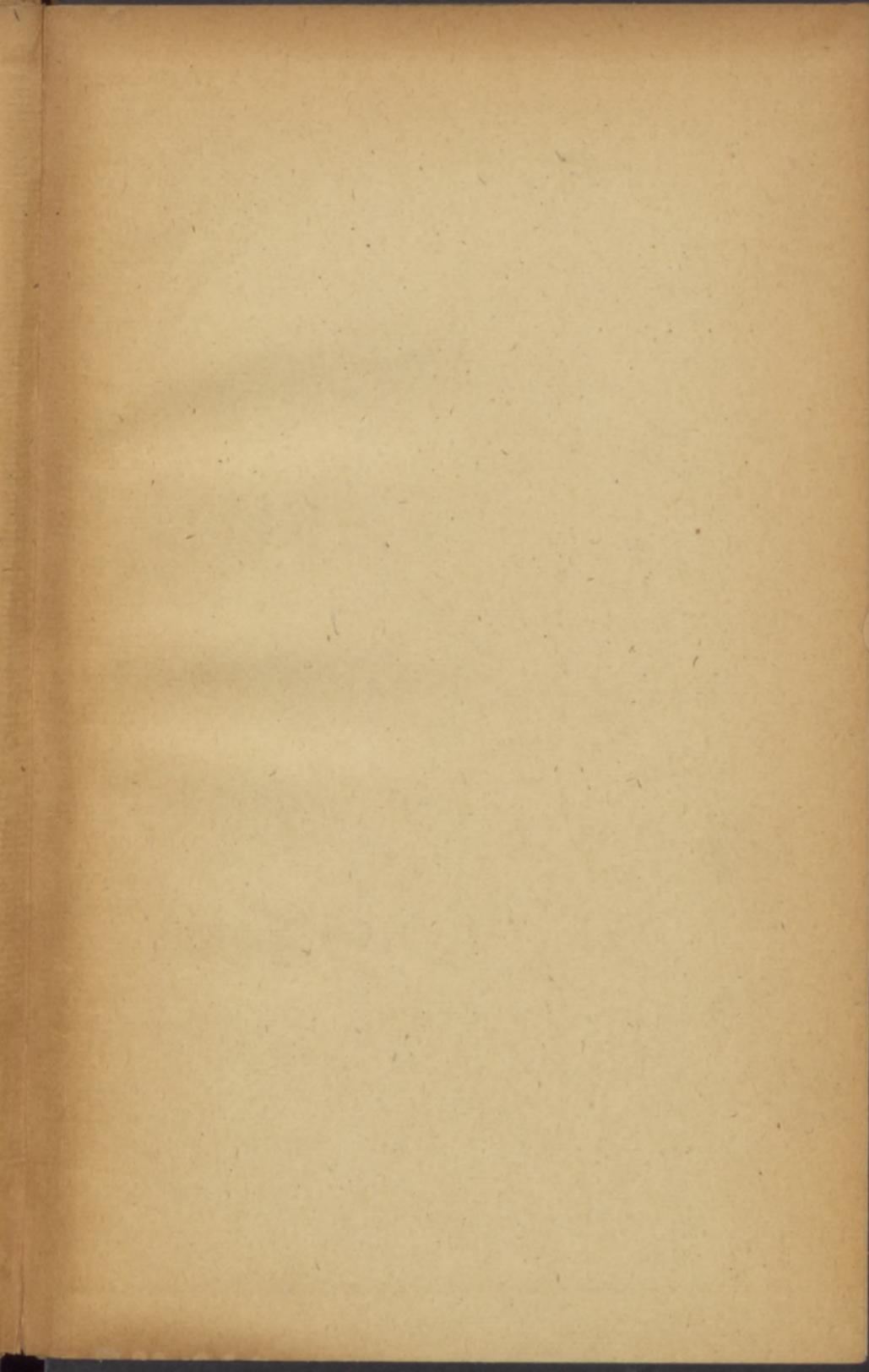
DIE REISE
UM DAS
HERZ

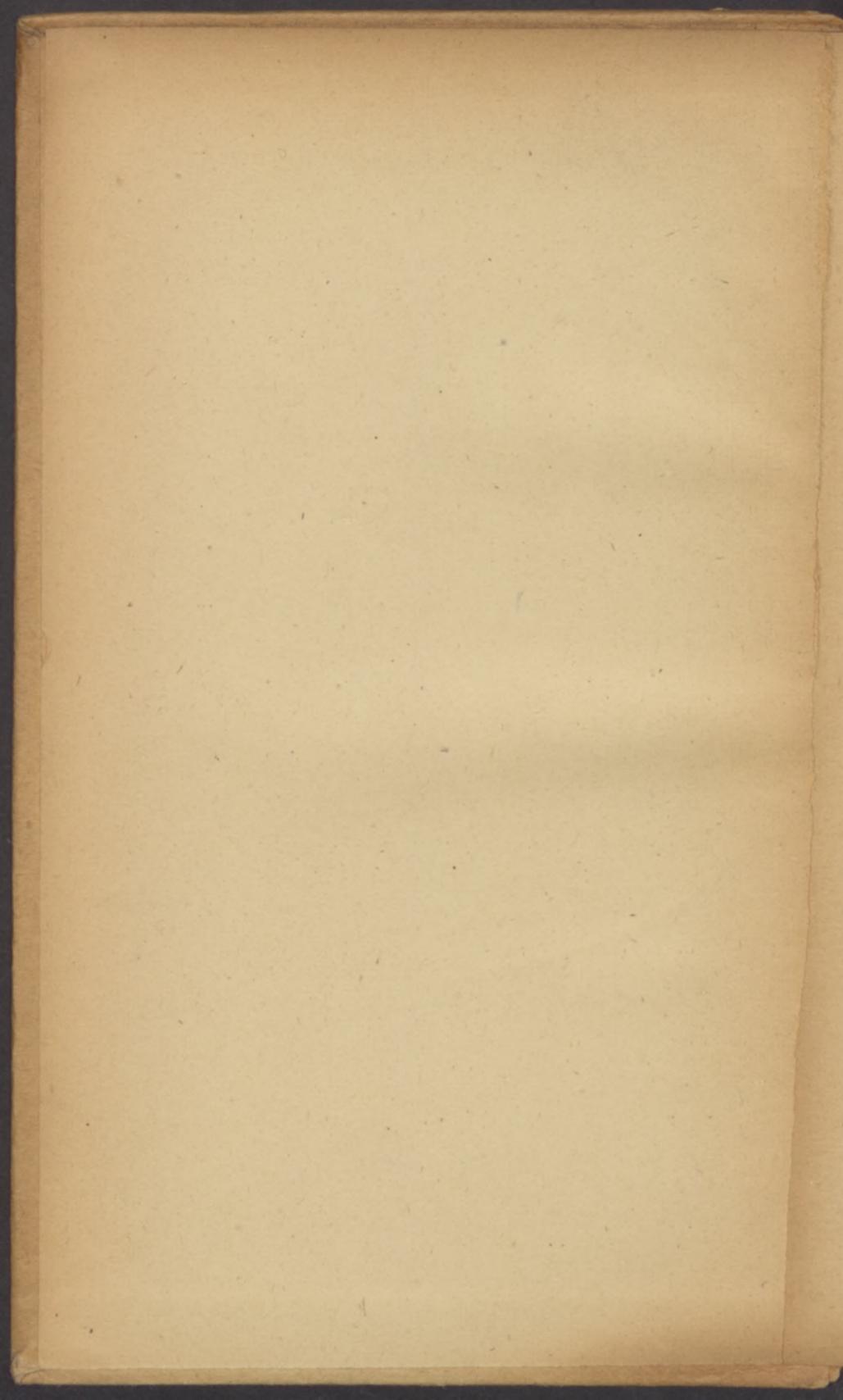
*

M. WASSCHILD

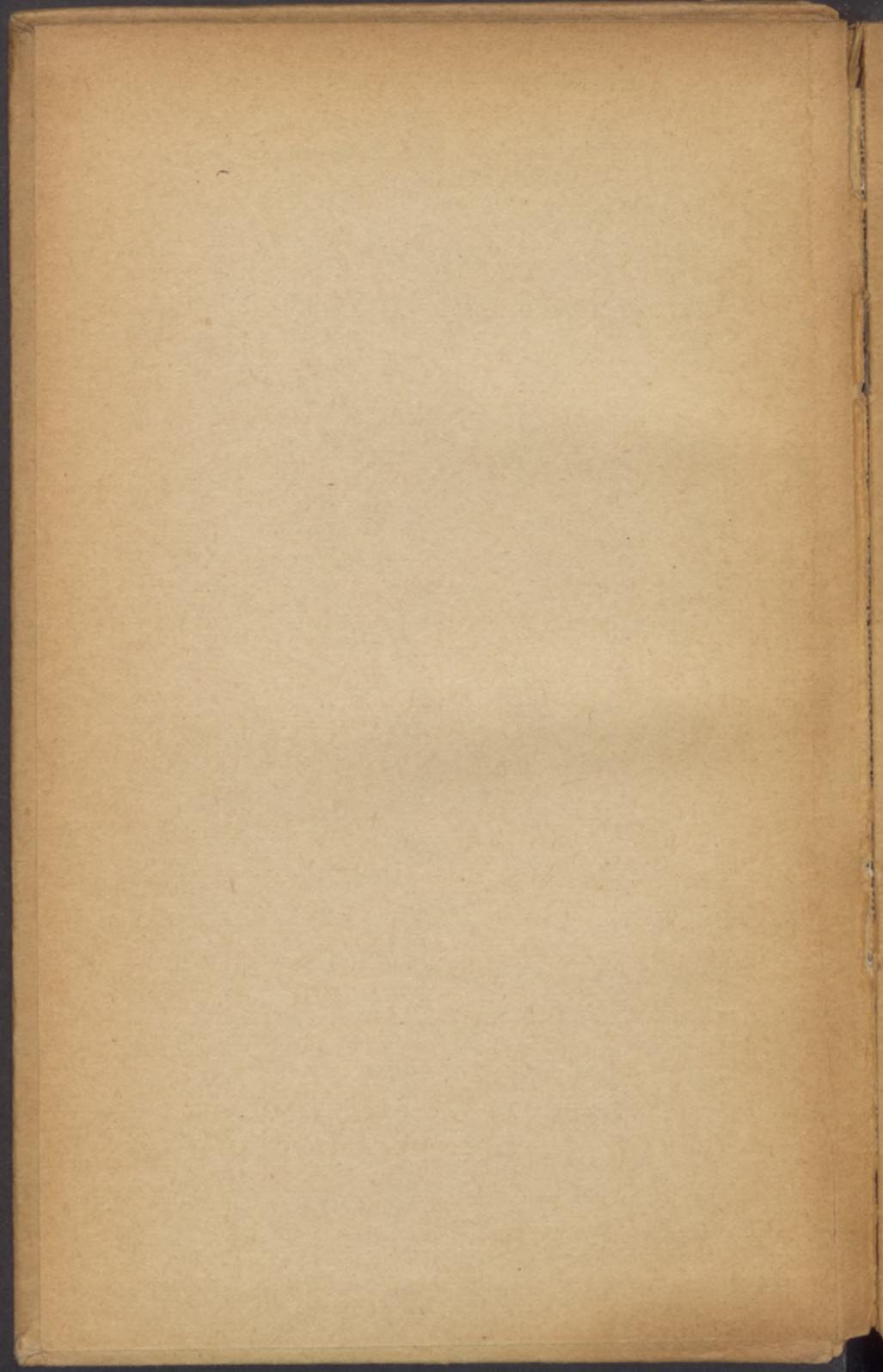








Waldemar Bonsels
Die Reise um das Herz



H. H. H. H. H.

Waldemar Bonsels

Die Reise um das Herz

Roman



BIBLIOTHEK

der Unterhaltung und des Wissens

Die „Bibliothek“ erscheint im Verlag
der Deutschen Verlags-Expedition
Stuttgart
Herausgeber: Georg von Holtzbrinck



141

66. Jahrgang / Band 857

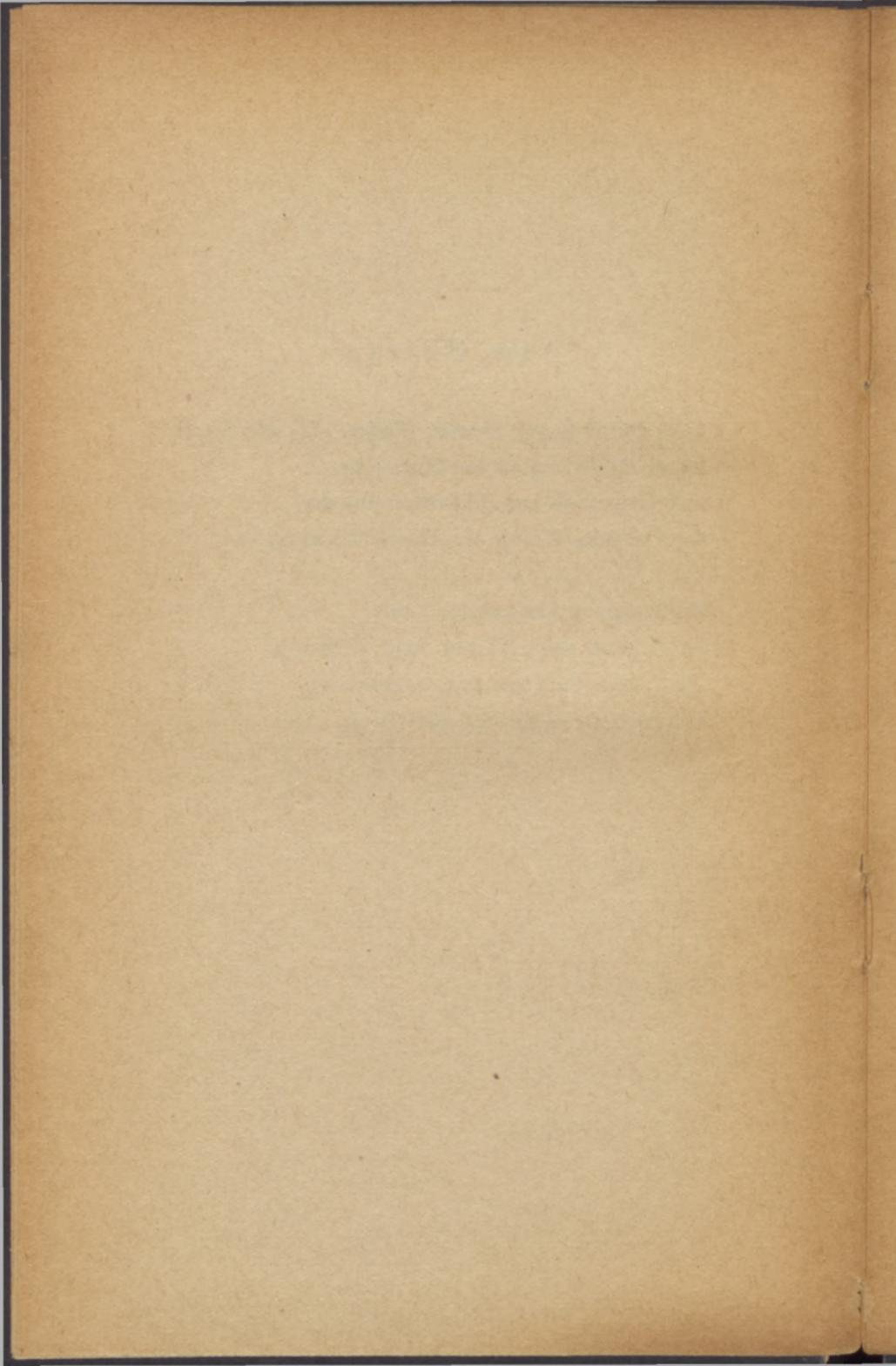
Alle Rechte vorbehalten / Copyright, 1938, by J. G. Cotta'sche Buch-
handlung Nachfolger, Stuttgart / Printed in Germany

Buchausstattung von Max Hauschild

Zum Geleit

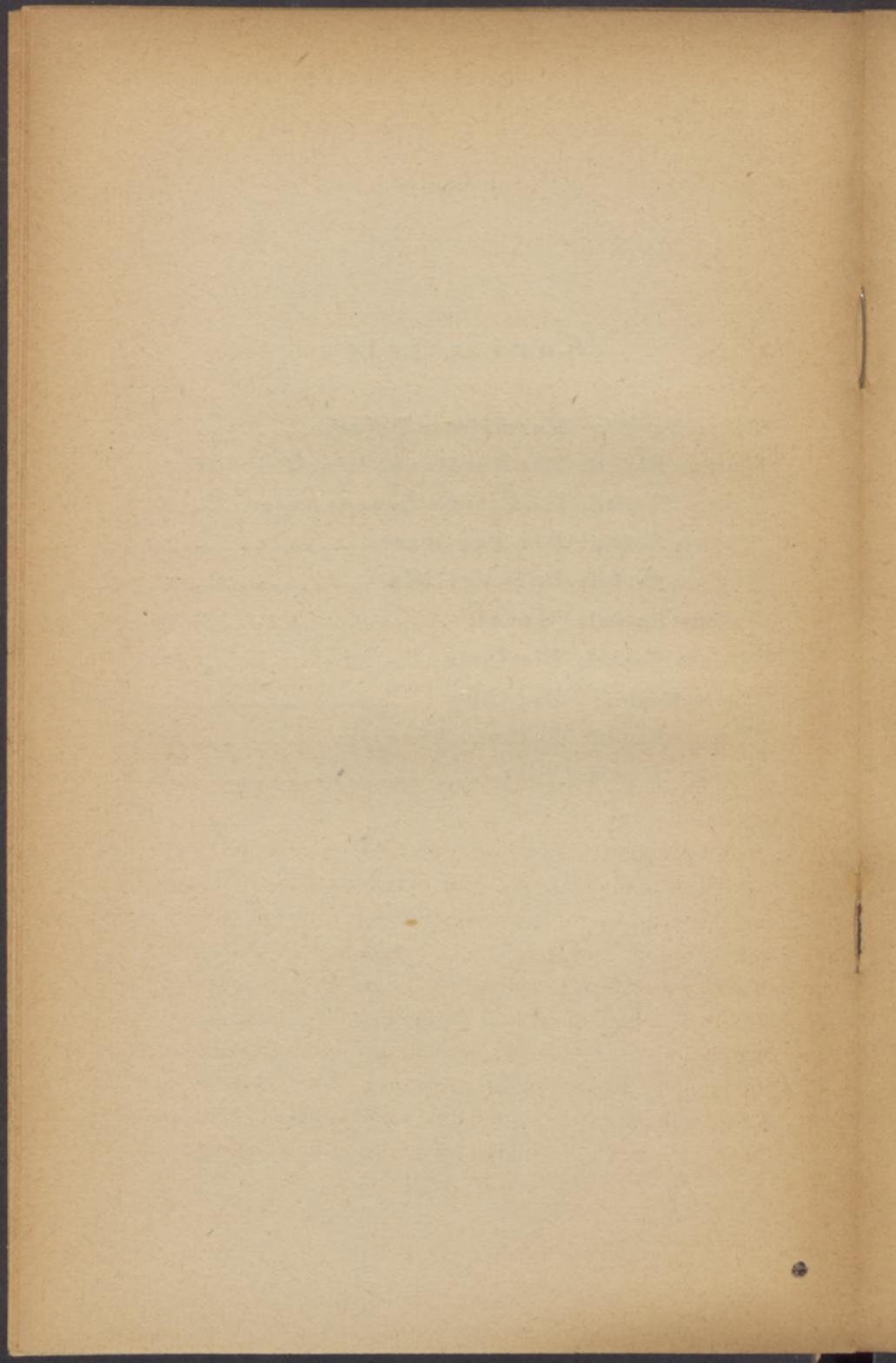
Schmäh't nicht das Dunkel, fürchtet nicht die Nacht.
Es ist allhier, soweit das Auge sieht,
noch jedes Licht aus Finsternis erwacht,
der Hoffnung Glanz, des Vogels Morgenlied.

Umflammt ist das geliebte Land,
die Heimat, unser Glaube, unser Schmerz.
Doch ehern stark und ewig unverwand't
begründet sie zuletzt das echte Herz.



Kapitelfolge

Erstes Kapitel: Kosmischer Besuch	9
Zweites Kapitel: Der Dunkle und seine Geliebte	21
Drittes Kapitel: Nächtliche Begegnungen . . .	38
Viertes Kapitel: Der Professor	54
Fünftes Kapitel: Gabi und Alw	67
Sechstes Kapitel: Isabell	86
Siebtes Kapitel: Bimstein	103
Achtes Kapitel: Der Satz	121
Neuntes Kapitel: Goll und Pinasse	132
Zehntes Kapitel: Juni	146



Erstes Kapitel

Kosmischer Besuch

Als der große Geist der ewigen Gesetze einmal wieder die Erde betrat, machte er auch eine Weile in Deutschland halt. Was ihn hierzu trieb, war die Erwägung, ob vielleicht einmal wieder ein anderer Gott notwendig geworden sei, oder ob man einen neuen Teufel brauche, kurz gesagt Kräfte, die für rechte Bewegung Sorge trugen, auf die nach seiner Meinung zuletzt alles ankam. Nur kein Stillstand, keine Trägheit oder Gewöhnung. Diese Einstellung mochte im Augenblick um so erklärlicher sein, als er unmittelbar aus den erfrischenden Strömungen kam, die das Sonnensystem mit seinen Planeten hervorrief; kein eben sonderlich umfangreiches System, auch im großen ganzen nicht sehr wichtig. Aber bei seiner hohen kosmischen Erfahrung wußte er, daß auch die kleinsten Dinge eine gleichnishafte Bedeutung haben.

Er verwandelte sich mit seiner Ankunft in die Leib- und Geistgestalt, die die planetarischen Einrichtungen im Verlauf ihrer Entwicklung mit sich gebracht hatten, schüttelte sich ein wenig in der bedrängenden Enge, die ihm damit auferlegt wurde, und beschloß, vorläufig den irdischen Augen unsichtbar zu bleiben. Am meisten bedrängten ihn die Begriffe von Raum und Zeit, es war sehr schwer sich daran zu gewöhnen. Aber nach einer Weile lächelte er doch, ein Lächeln von schwer zu deutender Art, ziemlich universell, jedenfalls nicht unfreundlich

nach irdischem Ermessen. Es amüsierte ihn immer wieder aufs neue, was hier in dieser Gallertschicht, die Luft genannt wurde, und auf dem zerbröckelnden Schorf der Außenrinde des kleinen Weltkörpers getrieben wurde. So für ein paar Tage schien es ihm ganz nett, aber länger . . . ? Am meisten wunderte ihn die Angst der Menschen vor dem sogenannten Tod, die er überall sofort spürte. Eine Vorstellung hatten die Leute!

Ich habe mit dem letzten Herrgott eine zweifelhafte Wahl getroffen, dachte er, man muß Auschau nach einer etwas großzügigeren Persönlichkeit halten. Etwas mehr Überblick vielleicht, wenn so was schon möglich wäre. Nun, man würde ja sehen.

Nach seiner Verwandlung, in seiner angenommenen Planetengestalt, dachte und fühlte er nun für eine Weile gewissermaßen schon im Sinn und Verstand der Irdischen, freilich ohne sein höheres Bewußtsein darüber einzubüßen. Man muß sich seine Einstellung oder seinen Zustand ähnlich denken wie die eines gereiften und klugen Mannes, eines Staatsanwaltes oder Generaldirektors etwa, wenn solch ein Herr sich herbeiläßt, mit den Vögeln zu sprechen, die sich auf dem Winterfutterplatz an seinem Gartenfenster eingefunden haben. Herablassung wäre nicht das richtige Wort dafür, es wird gewissermaßen ein wohlwollendes Eingehen auf diese Kleinen sein, ein Versuch, sich ihre Lebenswelt und ihre Interessengebiete für eine Weile vorzustellen, ihren Appetit, ihre Befürchtungen, ihr Vergnügen am Fliegen, ihren Streit; Vorzüge und Nachteile, die in der eigenen Lebenswelt schließlich auch einem einflussreichen Beamten nicht versagt sind, wenn auch auf einer weit höheren Stufe der Entwicklung.

Am peinlichsten war dem großen Geist anfänglich die Beengung, der er sich anpassen sollte, aber es mußte durchgehalten werden, denn schließlich gehörte die Erde und sogar das Land, das er betreten hatte, in den weiträumigen Rahmen, Gang und Plan der ewigen Gesetze, deren Geist und Herr er war, es lag ihm ob, sie auch in der unbedeutendsten Kleinigkeit nicht zu übertreten oder zu verletzen.

Sie ahnen diese Gesetze ja, dachte er, als er die Menschen betrachtete, aber es ist noch kaum anders bemerkbar als das Piepen einer Maus hinter einer Bretterwand. Aber schließlich, sagte er sich, bin ich nicht persönlich erschienen, um irgend etwas voreilig oder willkürlich zu ändern, das ist die ein wenig lächerliche Angewohnheit, in die über kurz und lang alle Planeten-Götter verfallen sind, oder jedenfalls diejenigen, die ihnen zu dienen glauben. Das gibt regelmäßig Rückschläge. Im Grunde geht doch alles nach meinem Willen, das heißt nach Gesetzen und niemals etwas falsch. Er lächelte wieder geheimnisvoll, diesmal über seinen kleinen Anflug von Unruhe; das war schon eine irdische Ansteckung, eine Art Planetenpsychose.

Er versuchte sich zu vergegenwärtigen, wie lange er jetzt schon auf der Erde weilte, natürlich kam es ihm selbst nicht auf tausend Jahre mehr oder weniger an, wohl aber den Irdischen, und er war entschlossen, sich ihnen anzupassen, solange er unter ihnen weilte. Ich muß jemanden ausfindig machen, überlegte er, der mir über die Vorgänge auf Erden, über die Taten und Empfindungen, die Sehnsüchte, das Glück und die Nöte der Menschen eingehend und sachlich Bericht erstatten kann. Ein Mensch kam nicht in Frage, das würde eine Aus-

kunft ergeben, die alles andere als Sachlichkeit oder Überblick mit sich brächte, es mußte ein Wesen sein, das völlig unbeteiligt, unverpflichtet und ohne Voreingenommenheit die irdischen Menschheitsgebiete durchwanderte, einsichtig, gleichmütig, ohne Furcht oder Hoffnung.

Er selbst mußte, was seine Person betraf, wieder fort. Seine Gegenwart war in der Milchstraße erforderlich, wo ein größerer, hierorts noch unbekannter Fixstern einen Mond eingefangen hatte. Nicht daß Unordnung im All entstanden wäre, aber die Neuordnung bedurfte einer erweiterten Weltfügung. Schon seine Gegenwart, ein Lichtblick seiner Teilnahme brachte Beständigkeit in die Bewegung, kosmische Zuversicht in die Umdrehungen. Es kann nur angedeutet werden, um was es ging, planetarisch läßt es sich nicht erklären, denn eigentlich war er überall zugleich.

Wen lasse ich hier als meinen Gewährsmann zurück, dachte er, wen beauftrage ich mit ein wenig Berichterstattung, wer kommt wirklich überall herum; es ist schwierig. Wen nimmt jeder mit Verlangen bei sich auf und läßt ihn trotz aller Liebe oder Begierde wieder weiterwandern, es ist wirklich sehr schwierig. Die Menschen selbst wissen über die Menschen wenig, sie schätzen sie nach ihren eigenen Maßen, Wünschen oder Begierden ein, selten einmal nach ihren eigenen Freuden oder Beglückungen, niemals nach ihrem Wert, so alles in allem genommen.

Jetzt grübelte er schon, genau wie die Sterblichen der Erde, wenigstens wie die Sterblichen dieses sonderbaren Landes, dessen Menschen ihm immer schon als die empfindsamsten und größten, die buntesten und schlichtesten,

die gefährlichsten und gefährdetsten erschienen waren, jedenfalls als die beweglichsten, und das machte ihm Eindruck. Dies Land war das Herz dieser zackigen und zerklüfteten Halbinsel, die Europa genannt wurde, blutete über seine Grenzen, leuchtete im Dunkel seines wandlungsfähigen Schicksals, starb und gebar sich neu und wirkte geheimnisvoll in die Weite, Haß oder Liebe auslösend, selten Gleichgültigkeit.

Da kam ihm ein guter Gedanke: Wenn ich ein Geldstück nähme, eine Münze von mittlerem Wert und handlicher Größe, nicht zu hoch im Kurs, damit sie nicht in ihren Wegen beschränkt ist, und nicht zu niedrig, damit sie auch in besseren Kreisen volle Beachtung findet, wenn ich solch eine Münze wählte und hauchte ihr eine lebendige Seele ein — das wäre eine Sache. Vielleicht eine Mark. Ich gebe ihr alle Gaben der Empfänglichkeit, Schau, Denkkraft und Verständnis, lasse ihr aber ihre erstarrte Form und Gestalt, und sie bleibt stumm und still wie ihre vielen wandernden Schwestern. Nur mir ist sie Rechenschaft schuldig.

Der Gedanke gefiel ihm. Ja, das konnte man machen. Der Einfall wurde rasch zum Entschluß, die erste beste Mark war geeignet für dieses Vorhaben, ein kleiner silberner Erdspion sollte für ihn auf Wanderschaft und Erkundung gehen; auf seinen Bericht konnte man gespannt sein, da war Verlaß darauf, da wirkten weder Vorurteile mit, noch ergab sich Parteinahme. Aber woher eine Mark nehmen, ohne zu stehlen?

Natürlich hätte es im Machtbereich des großen Geistes gestanden, sich ohne Mühe ein Markstück zu verschaffen, aber die Gesetze, deren Hüter und Herr er war, durften nicht übertreten werden, nicht einmal auf der

Erde. Er bestand und wirkte auch im Kleinsten, es ging ihm, irdisch ausgedrückt, gegen Art und Gewissen, das Reich zu stören, dessen Allherrlichkeit sein Thron war und dessen Kraft sein Wesen. Wollte er eine Mark für seine Pläne, so mußte er sie sich auf ordnungsgemäße Weise verschaffen, außerdem wollte er es auch so; bei ihm fielen Liebhaberei und der heilige Artgehorsam zusammen, Wünsche und Erfüllung, Wandlung und Bestand.

So verwandelte er sich in ein Bettelmädchen, das erschien ihm als das Ausichtsreichste, irgend jemand würde ihm schon eine Mark schenken, und dann war das etwas peinliche Zwischenspiel erledigt. Mit seiner Wandlung in diese gewählte Gestalt nahm er für eine Weile alles auf sich, was solch ein armes Kind zu tragen, zu fühlen und zu dulden hat, vom Leid bis zum Trost, von der Hoffnung bis zur Bitterkeit, Verlassenheit oder Hunger. Er fühlte sich nicht einmal unbehaglich dabei, über allem blieb ihm das höhere Bewußtsein seiner ewigen Berufung und die Gewißheit, daß nichts im All in die Erscheinung trat, das nicht dem letzten und höchsten Sinn einfügbar war.

Er stellte sich, eine kleine Bettlerin nun, auf einen Platz, auf den lebhafteste Verkehrsstraßen einmündeten, an die helle Bretterwand eines Zaunes, der einen Bauplatz umgab, hielt die Hand hin und schaute die Vorübereilenden mit bittenden Augen an. Die ärmliche Gestalt unterschied sich äußerlich in nichts von ihresgleichen auf Erden, der kurze dürstige Rock, das farblose Kopftuch, das blasse schmale Kindergesicht und die zerrissenen Schuhe.

Der erste, der bei dem Bettelkind halt machte und vor ihm stehen blieb, war ein Schuhmann.

„Komm mit“, sagte er und führte sie in einer Seitenstraße in den Torweg eines Hauses, um kein unliebsames Aufsehen zu erregen.

„Was ist mit dir? Ist dir nicht bekannt, daß Betteln untersagt ist? Wer hat dich hierher geschickt?“

„Niemand“, antwortete das Kind, „ich wollte nur gern, daß mir jemand eine Mark schenkt.“

„Gleich eine Mark? Weshalb nicht zwanzig? Das wäre noch mehr. Wo wohnst du?“

„Weit“, sagte das Kind und sah den Fragenden an, einen derben, gesunden und noch jungen Menschen von starkem Körper und treuherzigem Blick.

Der Schutzmann schaute in die Augen des Kindes, sein Blick blieb darin hängen, und er staunte, ohne recht zu wissen worüber, und sagte beinahe befangen: „Lauf, mach daß du weiterkommst! Laß dich hier nicht mehr sehen. Aber warte, bis ich fort bin.“

Er kehrte an seinen Posten zurück und dachte, ganz ähnlich wie das Bettelkind: Es ist nicht immer leicht das Gute zu tun, ohne das Geseß zu verletzen.

Aber da lief eine Dame über den Straßendam, der im Augenblick für den Personenverkehr gesperrt war, und der Schutzmann bekam zu tun. Er hielt sie an und erkundigte sich, ein wenig lauter und gröber als sonst, ob sie die roten und grünen Lichter der Signale nicht voneinander zu unterscheiden vermöchte. Die Dame errötete, weil die Leute den Vorfall beachtetten und stehen blieben. Ein Schutzmann wird nur als wohlthuend empfunden, wenn er andere maßregelt.

„Eine Mark Strafe“, sagte der Uniformierte. „Ich will sie Ihnen erlassen, das darf ich von Fall zu Fall nach gutem Ermessen. Geben Sie sie dem Bettelkind

dort im Torbogen, und die Sache ist erledigt. — Weitergehen!“

Ein Omnibus brauste heran und stand, ein Schwarm von Fußgängern strömte über den Fahrdamm. Der Vorfall war erledigt und entschwand dem Gedächtnis der flüchtig Beteiligten.

Die also Beschiedene, die sich gegen das Geseß des Verkehrs vergangen hatte, eine entzückende junge Dame übrigens, mit einem Seidenmantel und zierlichen Schuhen, war ein wenig in Verwirrung geraten über die völlig ungewöhnliche Verfügung des Schutzmanns. Das ist ganz neu, dachte sie, aber gar nicht so übel. Da sieh einer an! Sollte sie wirklich . . . ? Sie sah sich nach dem Gewaltigen der Straße um: tatsächlich, er schaute ihr nach. Sonderbar. Diesen Ausgang hatte er ihr bezeichnet. Richtig, dort stand im Torwinkel ein armes Kind.

Sie machte zögernd halt, nestelte ihr Täschchen auf, dessen Reißverschluß sich verhakt hatte, nahm ihre Geldbörse und bohrte mit zarten behandschuhten und planlosen Fingern darin herum. Dabei sah sie immer wieder rasch und etwas ratlos auf das kleine bedürftige Wesen vor sich und blieb endlich mit ihren Blicken in dessen Augen hängen.

„Kind“, sagte sie unsicher, „hier ist eine Mark, nimm sie nur . . . nun, es ist ja gleichgültig weshalb. Du wirst sie schon brauchen können. Wo wohnst du denn?“

„Weit“, antwortete das Bettelkind und nahm das Geld mit einem Lächeln.

Nun versingen sich die Blicke der jungen Frau aufs neue in den Augen, die zu ihr aufstrahlten.

„Ach Gott“, sagte sie leise und ohne daß sie es wußte.

Auf ihren Lippen versing sich ein Widerschein des Lichts, das aus den Augen dieses Kindes brach. Es ist ja ganz gleichgültig, dachte sie, es ist ja alles so unwichtig in der Welt, was nicht so weit und schön ist wie . . . Sie stockte.

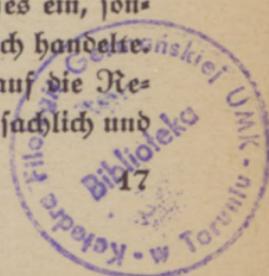
„Brauchst du mehr Geld, Kind? Sag es!“

„Nein“, antwortete das kleine Mädchen, wandte sich ab und lief davon. Es verschwand zwischen den Bäumen der nahen Anlagen.

Die junge Frau sah ihm nach und hatte, wie es ihr erschien, den sonderbarsten Gedanken ihres Daseins. Es ging ihr durch den Sinn: Ich will ein neues Leben beginnen.

Der große Geist aller ewigen Gesetze enthob sich seiner Körperlichkeit, als er unter den hohen Bäumen der städtischen Anlagen vor Blicken geborgen war, und ließ sich auf einer einsamen Parkbank nieder, menschlichen Augen unsichtbar. Er nahm das Markstück, das er geschenkt erhalten hatte, in die Hand, betrachtete es eine Weile mit einem Ausdruck, den man auf der Erde vielleicht mit nachdenklich bezeichnet hätte, und hauchte es an. Ein kaum spürbares Erzittern ging durch das Metallplättchen, zeigte sich an den Rändern wie ein feines Erglimmen und Flimmern, und das zarte Vibrieren klang wie ein kaum vernehmbarer Seufzer: „Ach . . .“ hauchte die Mark.

Der große Geist ließ sich auf keinerlei Erklärungen oder Begründungen seines Willensentschlusses ein, sondern sagte einfach und deutlich, um was es sich handelte. Es gehörte nicht zu seinen Gewohnheiten, auf die Regungen einer erwachenden Seele anders als sachlich und



ernsthaft einzugehen, eine Haltung, die er bei den Menschen zu oft vermist hatte, um sie nicht mit Strenge einzunehmen.

„Ich erlaube dir zu sprechen und nicht nur zu vernehmen, solange du bei mir bist“, sagte er, „es könnten sich Zweifel ergeben oder Besorgnisse von deiner Seite, denen ich begegnen will. Du bist nun mit allen Sinnen begabt, die die Bewohner der Erde auszeichnen, und hast eine lebendige Seele. Im übrigen bleibst du, was du bist, und natürlich stumm, niemand unter den Menschen braucht zu wissen, welche Kräfte und Gaben dir verliehen worden sind. Dein Wahrnehmungsvermögen ist etwas weiter ausgedehnt als das der Menschen, so kannst du zum Beispiel auf eine gemessene Entfernung hin durch Gegenstände hindurchsehen, du wirst es schon merken. Nimmst du besonderen Anteil an einem Menschen, so will ich dir gewähren, daß du auch seine Gedanken erforschen kannst. Es wird eine Wirkung von dir ausgehen, die durch den Hauch entsteht, der von mir kommt. — Habe acht und schau an, was dir begegnet, behalte es gut und berichte mir, sobald ich dich eines Tages rufe und frage. Ich will keine Urteile von dir hören, sondern Tatsachen. Mach dir keine Gedanken, es führt zu nichts.“

„Vielen Dank“, sagte die Mark, „das gefällt mir wirklich.“

„Um so besser. Daß du auf rechte Art in Bewegung bleibst und ausreichend herumkommst, laß dir keine Sorge sein, das liegt an dem, wofür die Menschen dich halten. Sie werden in gleicher Bereitschaft Verlangen nach dir tragen, wie sie geneigt sind, dich wieder weiterzugeben, ein Schicksal, das du nicht oft mit einem

anderen irdischen Wesen theilst, denn die Menschen trennen sich nicht gern von dem, woran ihr Herz hängt."

"Kann ich ihnen auch ins Herz sehen?" fragte die Mark.

"Auch das ein wenig. Wenn du übrigens einmal einem rechten Herzen begegnen solltest, vielleicht sogar einem großen, so wirst du es ohnehin sofort merken, und du kannst nicht hineinschauen, es ist durchsichtig."

"Sind die kleinen oder bösen Herzen undurchsichtig?"

"Höre", sagte der große Geist, "du darfst mich nicht mit Fragen behelligen, die ich dir doch nur nach der Weise dieses Planeten beantworten könnte, also unvollkommen. Sei froh, daß ich deiner Seele nicht einen Ballast von allzu viel Erfahrungen mitgegeben habe oder gar von zu viel Wissen, sondern in der Hauptsache einen offenen Blick. Ich gebe dir genau so viel an Erfahrung und Kenntniß der Welt, als du brauchst, um Sinn und Verständniß für die Geschehnisse zu haben, an denen du teilnimmst. Manche Menschen würden dich um solche Beschaffenheit beneiden, denn viele hängen so ängstlich am Herkommen und sind so blind für das, was sich in ihrer unmittelbaren Nähe zuträgt, daß eines Tages die Schlange sie verschlingt und mit ihnen hinweggleitet."

"Mein Gott! Gibt es hier Schlangen?"

"Die Schlange, das ist die Zeit. Seit sie in das Bewußtsein der Irdischen gedrungen ist, ist es aus mit dem Paradies. Aber jetzt sei still. Jetzt und für immer. Es wird eines Tages etwas sehr Merkwürdiges mit dir geschehen, das niemand erwartet, das wird mich herbeirufen."

Der große Geist entschwand, so muß es nach zeitlicher

Einsicht dieses Planeten benannt werden, er entschwand, wie das Licht der Sonne am Abend entschwindet, und er war und blieb doch gegenwärtig, wie die Kräfte der Sonne sich auch in der Nacht in allem erweisen, das seine Form und Gestalt ihrer Einwirkung verdankt. Es wurde still um die einsame Bank in den Anlagen, auf der die Mark zurückgelassen worden war, nur der Wind ging leise durch die Baumkronen, die der Frühling mit jungem Grün geschmückt hatte, und ein Vogel sang im niedrigen Gezweig einer Buche. Von fern her klang das Rauschen und Brausen der großen Stadt.

Ein kleiner Schauer von Beklemmung und Angst huschte durch die jüngste Seele der Welt, die auf der Parkbank lag und im Schein der gedämpften Sonne glitzerte. Aber dann überlegte sie sich die Sache. Es ist eigentlich fabelhaft, dachte sie, ungemein anregend. Was kann mir schon viel passieren? Und überhaupt: Es kommt ja nicht auf mich und mein eigenes Schicksal an. Ich stehe, einst wie nun, in dieser unerforschbaren ewigen Hand, die Inhalt und Gefäß zugleich ist, Anfang und Ende.

Zweites Kapitel

Der Dunkle und seine Geliebte

Die Mark nahm sich recht verlassen auf dem Sitzbrett der Anlagenbank aus. Da die Blätter der Bäume über ihr in der Höhe sich im Wind bewegten, regte sich auch das Sonnenlicht, das in Tellern und kreisenden Glanzflecken auf dem Holz und dem Erdboden spielte. Es erschien ihr, als passe sie nicht in diese von Vogelliedern durchklungene, grüne und in Harmonie beschiedene Welt hinein, obgleich sie ihr wohl gefiel.

Eine Hummel kam aus dem Strahlenbereich beblühten Gebüsches in die dunkleren Bezirke zwischen den Stämmen, summite sorgenvoll und flog langsam und etwas unentschlossen auf die beschienenen Grasflächen zurück, die an einen kleinen See grenzten. Eine Maus wagte sich aus der Höhlung unter einer Baumwurzel hervor und machte sich unter der Bank zu schaffen zwischen Papierseßen im Staub.

Ja, in dieser Umgebung war die Mark überflüssig und fremd, sie kam sich ein wenig lächerlich und geradezu abgewertet vor, niemand nahm auch nur die geringste Notiz von ihr; nur der Sonnenschein, der hin und wieder an ihr aufblinkte, als gefiele ihm sein eigener Widerschein, als spielte er mit seiner großen Macht.

Endlich tappte und rollte es heran, der Weg klang auf, es kam eine Frau mit einem Kinderwagen, scheinbar eine Bäuerin, man sah ein grobes rotes, gesundes Gesicht, das von einer Haube überschattet war, deren

Schleifen nach beiden Seiten hin abstanden. Sie ächzte sanft, zog den Wagen, auf zwei Räder erhoben an sich heran, nachdem sie ihm eine neue Richtung gegeben hatte, und ließ sich schwer und scheinbar erleichtert nieder. Ihr weites Kleid deckte die Mark zu, so daß für die leicht Belastete die Aussichten auf ein Erlebnis für eine Weile fragwürdig geworden waren. Ihr wurde klar, daß ihre Wanderung durch die Menschenwelt sich wahrscheinlich um vieles anders, sonderbarer und ungewöhnlicher gestalten würde, als sie es sich vorgestellt hatte.

Was ihr ihren Gleichmut und alle frohe Erwartung zurückgab, war die Tatsache, daß sich ihr nach ganz kurzer Zeit das helle Bild der Umwelt wieder eröffnete, ohne daß eine Änderung der Lage stattgefunden hatte. Sie vermochte durch die Dinge und Gegenstände hindurch zu schauen, genau wie es ihr der große Geist verheißen hatte. Mit den Wesen welchen Sterns mochte sie diese Eigenschaft gemeinsam haben, der große Geist hatte sie nicht als ungewöhnlich betont, aber auf der Erde war sie unbekannt.

Jedenfalls konnte es ihr bei solcher Bevorzugung für eine Weile gleichgültig sein, ob jemand mit weitem Kleiderwurf auf ihr Platz nahm oder nicht. Hatte sie nicht Zeit und Geduld, unendlich viel Zeit, eine gewisse Beständigkeit der Form und keine andere Aufgabe, als mit dem Wert, der ihr innerwohnte, auf Wanderschaft zu gehen und die Menschenwelt zu schauen, wie sie beschaffen war? Sollte die Kinderfrau getrost ein wenig rasten. Das Baby schlief.

Nach einer Weile nestelte die junge Bäuerin ihr Kleid über der Brust auf, nahm das Kleine aus seinen

Kissen und ließ es trinken. Es war reizend anzusehen, wie zwischen den runden Wangen das weiche Mäulchen suchte und schnappte, bis es das Ziel seiner Wünsche erreicht hatte und sich dann mit einer Entschlossenheit festlangte, die den Beschauer auf den Gedanken kommen ließ, es gäbe auf der ganzen Welt keine andere Berechtigung als eben diese. Es war, als drehte sich die Erde für eine kurze Weile um eine zarte Lebensquelle.

Ähnlich, wenn auch mit einem Einschlag andersartiger Erfahrungsfreude, schien ein junger Mann zu denken, der nun bei den beiden vor der Bank stehen blieb und mit einem etwas verlegenen Gesichtsausdruck Kenntnis nahm. Offenbar war er Kinderlieb. Jedoch die Amme zeigte hierfür kein Verständnis, das Gewölk auf ihrer Stirn verscheuchte ihn, er schlenderte davon, piff ein Lied und schwenkte den Spazierstock im Kreis herum. Jetzt war er unbeteiligt und legte Wert darauf, daß man es sah.

Endlich erhob sich die Mütterliche, bettete das Baby, das zufrieden aussah, wieder in seine Kissen, packte den Wagengriff und zog gemächlich davon. In der Ferne schlug eine Uhr von einem Kirchturm, man vernahm Stimmen hinter den nahen Büschen und Schritte, die wieder verhalten. Die Sonne stand jetzt ein klein wenig tiefer am Himmel, die Schatten sanken anders herab, die Mark lag mitten darin, gedämpften Silberscheins, auf dem graubraunen Holz. Es war zu hoffen, daß man sie beachtete.

Ein Herr kam den Weg entlang, sehr gut im Anzug. Er trug einen hellen Paletot über dem Arm und hatte den weichen Hut etwas aus der Stirn gerückt, so daß

man sein Gesicht deutlich erkannte und prüfen konnte. Eine sonderbare Art von Vornehmheit zeigte sich da, war das nun ein sehr gut gekleideter Diener oder ein etwas verwitterter Aristokrat? Die strengen Züge waren hart, mit einem Anflug von Müdigkeit, die deutlich spürbare Energie dieses Gesichts neigte zu Verdrossenheit, seine Entschlossenheit war kalt und grau.

Er ließ sich neben der Mark nieder, schlug ein Bein über das andere und warf seinen Mantel über die Rücklehne der Bank. Dann nahm er ein goldenes Etui aus der Seitentasche seines feinkarierten Rocks, entzündete eine Zigarette mit einem Feuerzeug, das leise schnappte und sofort Flamme gab, lehnte sich zurück und stieß den Rauch aus schmalen Lippen so in die Luft, als wolle er etwas verschrecken oder fortblasen. Die Mundwinkel zogen sich nach unten, das Gesicht wirkte verbissen.

Es war nichts an der Gewandung dieses Vornehmen zu tadeln, alles schien anfänglich zu stimmen und in jener Ordnung gefügt zu sein, die gutes Herkommen und edle Gleichgültigkeit gegen äußere Dinge mit sich bringen, nur die Farbe der Krawatte stimmte nicht, sie überschrie in ihrem falschen Geschiller die Zurückhaltung der anderen Bekleidungsstücke. Und auch die Schuhe — man mußte sich nur Zeit lassen — waren zu elegant, am Spann geprägt und zart durchlocht wie dicke gehäkelte Spitzen. Zu neu? Nein, das wäre kein tadelnswerter Umstand gewesen, einmal müssen sogar Schuhe funkelnagelneu sein.

Als der Kaffende mit einer Bewegung seiner be- ringten Hand die Asche von seiner Zigarette schnippte und dieser Handlung nachsah, als müsse er sie bewachen,

erblickte er die Mark neben sich. Sonderbar, er nahm sie nicht, er sah sich um. Dann erst ergriff er sie mit einem spärlichen Lächeln maßvoller Überraschung und Herablassung und wog sie in der offenen Hand.

„Ein gutes Vorzeichen“, sagte er und schob sie in seine Westentasche. Dort gab es Geldgesellschaft, große und kleine und auch Papierscheine, ein ziemliches Durcheinander.

Aber die gefundene Mark schien ihren Besitzer zu beschäftigen, offenbar grübelte er darüber nach, ob dieser Zufall etwas zu bedeuten habe. Er hatte die Knie jetzt weit gespreizt, saß niedergebeugt und starrte den Boden an. Der Ausdruck seines Gesichts wies eine Mischung von Piffigkeit und schnöder Galanterie auf, als gelte es sich zu bewähren ohne Verzicht auf einen Vorteil. Er kniff die Augen zu und lächelte spöttisch.

„Bin ich schon so weit“, sagte er leise vor sich hin, „daß ich vom Schicksal Almosen annehme? Keinesfalls. Gute Vorzeichen darf man nicht durch Habgier um ihre Bedeutung bringen. Nein, meine Kleine, du bleibst auf deinem Platz und läßt mir das seltene Vergnügen, einmal wohlthätig gegen einen ruhebedürftigen Nachfolger gewesen zu sein. Ich möchte ein wenig mehr von deiner Sorte; und Propheten soll man nicht in die Tasche stecken, sie könnten es übelnehmen.“

Er suchte während dieser Betrachtung mit zwei Fingern in der Westentasche, fand eine Mark und warf sie auf die Bank. Er wußte nicht, daß es eine andere war als die, welche er gefunden und geborgen hatte. Ihm konnte es gleichgültig sein.

Unserer Mark war es so recht und willkommen. Einerseits nötigte ihr der neue Bekannte Teilnahme ab,

sie hätte gern erfahren, was er trieb, und zum anderen hatte mit ihm zum erstenmal ein Mensch von ihr Besitz ergriffen.

Eigentlich hatte er es ja nicht getan, es war von ihm abgelehnt worden, sie sich zu eigen zu machen. Sonderbar war das. Sie wußte nicht recht, wem sie jetzt eigentlich gehörte, aber darauf kam es nicht an, wie sie merkte, sie war kein Mensch und am wenigsten ein junges Mädchen, bei dem diese Frage wichtiger sein mochte.

Es ging nun zu Fuß die Wege der Anlagen dahin; eine breite, schön asphaltierte Straße durchzog den waldartigen Garten, dickbäuchige farbige Omnibusse, angefüllt mit Menschen, brausten vorüber und windgeschwinde blankte Kraftwagen. An einem Platz, auf den die Straßen sternartig einmündeten und nach allen Seiten gerade und von Waldbäumen übergrünt in die Weite führten, nahm der Herr ein Auto, warf sich in den Rücksitz und nannte den Namen eines Hotels im Herzen der Großstadt.

Der Wagenlenker, der herzugelaufen war, zugleich gemüthlich und eifertig, drückte seinen Zigarrenstummel am Schutzflügel aus, schob ihn in die äußere Rocktasche oben links und kroch auf seinen Sitz wie ein Bär. Er hatte trotz des warmen Tages einen schweren Mantel an und schien erst in den Sinn der Welt eingefügt, als er saß.

Die Mark sah hinaus und sah das Leben der breiten vornehmen Straße an sich vorüberfliegen, sie war erfreut, erstaunt und ein wenig verwirrt. Wenn ich lange in dieser Stadt bleibe, sagte sie sich, so liegt die Befürchtung nahe, daß ich bald nicht mehr auf alles zu achten vermag, was sich hier darbietet. Sehen denn die

Menschen einer solchen Weltstadt wirklich noch mehr, als sie praktisch für die zwingendsten Bedürfnisse des Augenblicks brauchen? Schauen sie noch die Angesichter ihrer Mitmenschen an, lesen sie noch darin? Schließlich gab es zum Lesen Zeitungen, aber wenn man verglich, was in einem Menschenangesicht geschrieben stand und was man in einer Zeitung fand . . . Ich soll mir ja keine Gedanken machen, erinnerte sie sich, und gehorsam dem Rat des großen Geistes ließ sie es.

Der Wagen glitt an und hielt. Der Herr, ihr Besitzer, gab dem Torwart einen Wink, den Chauffeur zu bezahlen. Das glitzernde Portal des Hotels war rasch durchschritten. Der Aufzug trug den Gast in das erste Stockwerk. Licht flammte über einem schön, gleichsam still möblierten Zimmer auf, der hohe Spiegel zwischen den Fenstern warf es zurück, es flammte über einem Ankleideraum und Bad auf, Radeln blinkten, es roch nach frischer Wäsche und guter Seife.

Der Herr hob, gleichgültig gegen alles, was ihn umgab, den Hörer des Telephons vom Schreibtisch und wählte selbst die Nummer, nachdem die Zentrale des Hotels auf das Amt umgeschaltet hatte.

„Hallo?“

Eine Frauenstimme antwortete.

„Ich komme gegen zehn Uhr zu dir, bleib zu Hause und richte, was erforderlich ist.“

Die Frauenstimme fragte, es klang hohl und tief und blieb unverständlich.

„Nein, du ruffst niemanden an. Ich mache diese Sache allein.“

Eine Frauenstimme klang besorgt, Zweifel ward deutlich, nichts sonst.

„Hast du mich verstanden? Ich bin entschlossen. — Also um zehn.“

Die Stimme des Herrn klang kurz, hart und böse, er schien keine Antwort mehr zu erwarten, denn der Hörer fiel mit leisem Schlag in seinen Halter. Er blieb eine Weile sonderbar ruhig in der Stellung stehen, die er beim Sprechen in die dunkle Ferne innegehabt hatte, und sah vor sich hin, als lausche er. Sein spärliches Lächeln war spöttisch und gequält, wie unter einer spannenden Last.

Was zeigte sich hier für eine Nachdenklichkeit ohne den Wunsch, die Gedanken zu einem Ziel zu führen, ohne Gewißheit über das zu erhalten, was man umgrübelte? Eine Zigarette half in die Gegenwart des Raumes zurück, ein Koffer wurde geöffnet und flüchtig durchsucht, auf ein Klingelzeichen erschien der Kellner in der Tür, wurde beauftragt Kognak zu bringen und verschwand lautlos.

Hoffentlich bezahlt er das Getränk nicht, dachte die Mark. Dieser Mensch und sein Vorhaben regten sie immer stärker an, sie wollte gern mit dorthin, wohin es ihn trieb. Ja, getrieben kam ihr dieser Mensch vor, getrieben durch dunkle Entschlüsse, mit eigensinnigem Willen, bereit und zugleich entstellt durch Zweifel, die er erwog, verwarf und verhöhnzte.

Gottlob, der Kellner erhielt kein Geld. Als er den Kognak umständlich eingoß und servierte, beschäftigte sich der Herr am Schreibtisch mit Briefen und Formularen, scheinbar sehr vertieft, aber in Wirklichkeit unbeteiligt. Der Kellner fragte erbötig: „Wünschen der Herr auf dem Zimmer zu speisen?“

Der Angeredete sah sich müde um und fragte,

als würde er etwas fort: „Haben Sie sonst noch Wünsche?“

Scheußlich war dieser Ton, ein Schlag in das Gesicht eines Menschen. Der Kellner erstarrte, faßte sich mühsam und entfernte sich wortlos. —

Nun fuhren sie wieder in einem Auto dahin, das die belebteren Teile der Stadt verließ. Der Herr hatte sich umgekleidet und einen dunklen Paletot angezogen. Die ziemlich breite Krempe seines Hutes bog er über das Gesicht nieder, aber erst im Wagen. Das Hotel hatte er durch die Bar verlassen, deren Ausgang auf eine Seitenstraße führte.

Der Wagen hielt an einer Straßenecke, der Fahrpreis betrug weit mehr als eine Mark, so daß gewechselt werden mußte. Es war dunkel geworden, in diesem Stadtteil gab es nur spärliche Beleuchtung. Es ging zu Fuß in einer öden und unbelebten Straße eine Weile gradeaus, bis das Auto davongefahren und verschwunden war. Dann kehrte der Herr um, schritt wieder bis an die Ecke zurück, an der er das Auto verlassen hatte, und nahm Richtung in die gegenüberliegende Straße. Er ging langsam, als habe er kein Ziel, blieb eine Weile vor einem dämmrig beleuchteten Schaufenster stehen und musterte die Auslage, blicklos, seine Augen wanderten nur hin und her.

Nun nahm ein ungeschlossener Torweg zu einem Hofraum ihn auf, und er öffnete mit einem Schlüssel, den er der Manteltasche entnahm, eine Haustür des Nebengebäudes. Der Treppenflur war dunkel, und der Emporstiegende ließ ihn so. Im zweiten Stockwerk zur Linken klingelte er, einmal lang, zweimal kurz, es wurde sofort geöffnet, ohne daß Licht aufflammte.

Erst als die Etagentür wieder ins Schloß gefallen war, wurde es hell. Eine junge Dame in unauffälliger und einfacher Kleidung begrüßte den Eintretenden, er winkte ihr einen Anflug von zärtlichem Willkommen aus Armen und Zügen; ja, so schien es ihr nun auch selbst richtiger zu sein, sie paßte sich sofort seiner Haltung an, aber bewußt und kühl, nicht unterwürfig.

Das Zimmer, das die beiden aufnahm, zeigte sich vornehm und ungemein wohnlich, ohne falschen Aufwand oder Prunk, aber bei weitem kostbarer in seiner Einrichtung, als es sich in dieser Gegend, in diesem Haus und bei diesem Aufgang vermuten ließ. Das Licht war gedämpft und die Vorhänge geschlossen, aus dem Spalt einer geöffneten Thür zu einem Nebenraum strahlte es heller, man erblickte ein großes, sehr niedriges und hellfarbiges Bett, ein Spiegel glitzerte, man sah in ihm den roten Teppich schimmern.

„Wann hast du heute zu tun?“ fragte der Herr. Sein Gesicht blieb verschlossen, seine Rede knapp und freudlos, obgleich ihm beides nicht leicht fallen mußte, denn das junge Weib ihm gegenüber war ungewöhnlich schön. Aber sie schien es nicht anders zu wollen. Man hätte sich denken können, daß ein warmes oder gütiges Wort den Zauber dieser Züge zu entfesseln vermöchte, so daß ein liebes und helles Lebenslicht darin aufgestanden und sie ins Liebliche hinüber entbunden hätte. Aber ihre Seele atmete und lebte in den dunklen Kräfteströmen, die von diesem Mann ausgingen, in einem kalten oder feurigen Glück, das alles das erstarren ließ oder verbrannte, wovon die von Leidenschaften verschonten Menschen leben.

Sie antwortete ihm jetzt sichtlich in einer geschmeidigen Bereitschaft zu beglückendem Gehorsam: „Ich

habe von zwölf bis drei Uhr, wie immer, in der Bar zu tun, dann fahre ich sofort nach Hause und erwarte dich oder finde dich hier."

"Gut. Für alle Fälle: Ich bin von eins bis zwei in dieser Nacht an deinem Bartisch gewesen. Eine Flasche Sekt, zwei Kognak und, wenn du willst, eine billige Liebeserklärung. Ein Hunderter wurde gewechselt und drei Mark Trinkgeld gegeben. Du bist im Bild?"

"Klar."

Er beachtete die Likörflaschen nicht, die sie an den Tisch brachte, nahm nur eine Zigarette und vergaß sie nach ein paar Zügen im Aschenbecher. Seine Blicke umwandelten die schöne Gestalt vor sich, aber Gedanken und Vorstellungen nahmen die Erscheinung nicht auf. Hinter gleichmütiger Abschätzung, die wie eine Art Angewohnheit wirkte, trauerte es dunkel und abseitig.

Er hob nun ein Bild von der Wand, öffnete dahinter einen kleinen Schrank, dessen Tür von der Tapete überspannt war, und entnahm ihm eine schwarze, scheinbar ziemlich schwere Tasche, die er in seinem Überrock barg. Einen Teil seines Geldes nahm er aus der Westentasche und warf es auf den Schreibtisch der jungen Dame, darunter die Mark des großen Geistes.

Schade, dachte sie. Das durfte sie eigentlich nicht, und sie ließ es auch sofort.

Ein farger Abschied war das letzte, was sie vorläufig von ihrem ersten Besitzer noch sah. Dann schlug die Etagentür mit leisem Klang zu, und die junge Dame kehrte langsam ins Zimmer zurück. Sie warf einen Blick auf das Wandbild, rückte es sorgfältig grade, lächelte spöttisch, als gönnte sie der Landschaft ihr Geheimnis nicht, und sah nach der Armbanduhr. Sie ging

ins Nebenzimmer und begann sich für ihre Berufsnacht umzukleiden.

Als sie nach einer Weile wohlbereitet zurückkam, nun verwandelt in eine große Dame aus kleinen Nachtverhältnissen, und in einem Samtkästchen am Schreibtisch in ihren Schmuckstücken kramte, glaubte sie ein leises Klopfen an der Etagentür zu hören. Sie erstarrte, lauschte, und ihr Gesicht überzog sich langsam mit einer tiefen Blässe, über der der Puder ihres Gesichts und das Rot der Lippen unwirklich hervortraten, wie geisterhafte Anlichtungen.

Hatte sie sich geirrt? Es blieb still, nur ihr Herz schlug hörbar.

„Unsinn“, sagte sie leise zu ihren Gedanken, „Unsinn . . .“

Da pochte es wieder, diesmal eindringlicher und etwas lauter, aber ohne Herausforderung und keinesfalls gebieterisch. Das beruhigte. Sie wurde sich nicht darüber klar, woher die Beschwichtigung kam, jedoch die natürliche Farbe kehrte in ihr Gesicht zurück. Die Gedanken gingen blitzschnell, aber geordnet, ein Zug von hohem Troß kam in ihrem Gesicht auf, sie hatte sich gefaßt.

Es erschien ihr nicht klug, ihre Gegenwart zu verheimlichen, aber wer klopfte da statt zu schellen? Sie trat auf den kleinen Flur hinaus, ließ die Tür zu ihrem Zimmer offen und fragte ruhig: „Ist jemand draußen?“

„Um Gottes willen öffnen Sie, ich flehe Sie an.“

Sie tat es sofort und schloß die Tür rasch hinter dem Eingetretenen. Nichts erschien ihr im Augenblick wichtiger, als daß kein Aufsehen im Hause hervorgerufen wurde. Ihr erleichtertes Auflachen galt keinesfalls der Erscheinung, die ihr entgegentrat. Sie empfand und

wußte im Halbdunkel des Flurs nicht mehr, als daß jede Gefahr gering zu achten war, verglichen mit der, die sie befürchtet hatte.

„Jelly!“ hörte sie, „ich danke Ihnen. Verzeihen Sie mir!“

Sie war geneigt zu verzeihen, alles, weit mehr als ihr später Gast erflachte, der ihr Verhalten zu mißkennen schien. Der Lichtschein fiel jetzt in ein Gesicht, in dem Hoffnung aufflackerte, über Verstörtheit und Verzweiflung hinweg.

„Peter! Junge! Sie? Was um des Himmels willen führt Sie in dieser Stunde zu mir herauf?“

„Jelly, du weißt es doch! Vergib mir. Schick mich nicht fort, es wäre . . .“

„Wie sind Sie ins Haus gekommen?“

„Das ist doch gleichgültig. Vor einer Weile ging unten ein Herr hinaus, als ich im Hof stand. Ich hörte seinen Schlüssel innen klirren und zog die meinen, als wollte ich aufschließen. Er ließ mich an sich vorüber . . .“ Der Stammelnde lachte krampfhaft und verloren.

„Setz dich. Hier, trink einen Schnaps. Beruhige dich, du bist vollständig durcheinander. Und verrückt bist du auch, schon lange.“

„Ich liebe dich.“

„Ich weiß. Trink.“

„Ich liebe dich, Jelly, du weißt es nicht. Du weißt nichts. O du Himmel, du Liebe, du mein einziges Glück!“

„Allerhand.“

„Laß diesen Ton, er tötet mich, er tötet alles!“

„Wie ihr schon redet, ihr Jungens, ihr macht es euch leicht. Komm, nimm eine Zigarette. Hier ist Feuer. Wenn du nicht vernünftig bist, mußt du sofort gehen.“

„Wohin?! Im Kreis herum, über die Straßen, durch die Lokale, zwischen den Wänden meiner Bude auf und ab, ohne Ruhe, ohne Sinn. Alle Wege gehen zu dir. Wohin hast du mich gebracht!“

„Ich — dich — gebracht? Sollte ich dir keinen Sekt in der Bar verkaufen, wenn du bezahltest wie alle anderen? Ist es meine Schuld, wenn du dein Taschengeld in Nachtlokalen vergeudest, deine zimperliche Jugend, dein grünes Herz? Gib acht, Junge, ich will kein Wort mehr von dir hören, das man nicht auf der Straße spazierenführen kann. Hast du verstanden?“

„Du weißt nicht, wohin du mich treibst. Du weißt nicht, was ich tun werde.“

„Doch, ich weiß es. Du wirst etwas essen, und zwar sofort. Du siehst aus wie dein eigener Leichnam, vier Wochen nach dem Todesfall . . . Warte . . .“

Sie ging ohne Hast hinaus, und man hörte sie in der Küche häntieren. Nun war Zeit, das Gesicht des Jünglings zu betrachten, mager, bleich und verzerrt, wie es sich darbot, für kurz und erschrocken dem Spiegel im Zimmer darbot, mit einem zerstörten Lächeln der Gier und Angst, eitel noch zwischen Gram und Verzweiflung. Dann kam ein Zug von Gerührtheit in den elenden Zügen auf, sie wurden von innen angeleuchtet vor Glück darüber, daß die geliebte Frau sich um ihn besorgt zeigte; man sah, er bestätigte sich innerlich mit wildem Trotz die hohe Meinung, die er von ihrer verborgenen Güte hatte.

Ihr Lächeln dann nahm ihm die Beschämung über seinen Hunger und den falschen Stolz, er aß ähnlich wie der Vogel Strauß, er schlang hinunter, was vor ihm stand, der junge Körper forderte grausam sein

Recht. Ihr Gesichtsausdruck, als sie ihm zusah, war schwer zu deuten, mitleidig konnte man ihn nicht nennen, eher unwillig, aber nicht kalt. Sie lächelte für niemanden; und doch nicht so wie am Bartisch, wo sie für alle lächelte.

„Komm her zu mir“, sagte sie dann von der Lagerstatt aus, in der sie zwischen bunten Kissen saß, das umschlungene Seidenknie dicht am Kinn, das helle Haar im Licht, wie auch das schräg gestellte blaue Augenpaar, das unergründbar schillerte, doch nicht kokett. „Komm her und hör mir zu.“

Er ließ sich auf dem Teppich zu ihren Füßen nieder, ihr war für einen Augenblick, als fielen sie selbst zu Boden, wie er da niederbrach. Dann faßte sie sich stark: „Du bist ein Müttertsöhnchen, Peter, nicht wahr? Die Mama hat immer alles erlaubt, konnte nicht widerstehen, wenn das Bübchen bettelte. Und wenn es gar um Sehnsucht, Verständnis und Seelengemeinschaft ging, so schwamm alles in Honig, und das bittere Leben schwamm mit und davon. Ich will dir was sagen, Jungchen, die Welt ist keine Mama. So sackst du ab . . . und bildest dir noch ein, mit Heldenglanz.“

„Du liebst einen anderen, Jelly!“

„Ein Rest von Instinkt! Da sieh einer an, der kann dich retten.“

„Du liebst mich nicht?“

„Nicht die Spur. Jetzt steh auf, ich muß in die Bar, es geht auf Mitternacht.“

Sie erhob sich, als sei alles beschlossen und am Ende. Das wirkte so zwingend wie ein Gebot. Der junge Mensch sah sie wie im Traum an, ganz im Bann ihres Willens, ohne daß er sich dessen bewußt ward.

Es schien ihm schon genug zu sein, daß er dieses Mädchen nur sehen und in ihrer Nähe weilen durfte, als vertriebe ihre Gegenwart die jagenden Teufel der einsamen Biervorstellungen. Er ahnte nicht, daß ihr im Augenblick an nichts so dringlich gelegen war, als an einem lautlosen Abgang ohne Herzenslärm und Ausbrüche.

Gedankenlos, nur äußerlich besonnen wirkend, raffte sie zusammen, was sie für die Nacht brauchte, den Abendmantel, den Schal für das Haar und die Handtasche, in die sie achtlos auch das Geld warf, das auf dem Tisch lag.

Beim Klingen der Münzen fragte sie nach hinten, ohne sich ganz umzuwenden: „Brauchst du Geld?“

„Du bist wahnsinnig!“

„Das wirst du im Leben noch einmal antworten, wenn dich einer fragt, ob du keines brauchst.“

„Jolly!“

„So heiße ich, wenigstens in der Bar. Komm nun. Du wirst mich ans Auto bringen, und dann ins Bett mit dir. Steh morgen früh auf, wasch dich kalt und tu was.“

Gedämpft wie in einem dunklen Schlafbild tappte es jetzt hinaus und die Stiege hinab. Die nächtliche Straße war matt und von fern her erleuchtet. Es schimmerte feucht auf dem Asphalt wie nach einem Regenguß und roch nach Stadtstaub und Nachtkühle.

„Dort an der Ecke stehen Wagen.“

Er sagte: „So weiß ich nicht einmal, wie du wirklich heißt . . . o Liebe . . .“

Der Chauffeur mußte geweckt werden, alles ging glatt, gespenstig und verhalten vonstatten.

„Gute Nacht, Peter.“ Dann zögernd, nach kurzer Pause: „Also auf Wiedersehn.“

Die letzten Worte sprangen nur auf, um den Abschied möglich zu machen. Da stand er nun bleich und starr vor der Scheibe des Wagens, in dem sie saß.

„Wohin denn, Fräulein?“ fragte der Lenker.

Dann glitt der Wagen an und verschwand in einer Seitenstraße.

„Tat oder Tod“, sagte sie vor sich hin und seufzte erleichtert auf. „Was wird er wählen? Der Raum dazwischen ist leer.“

Drittes Kapitel

Nächtliche Begegnungen

Da erhob er sich wieder, dieser glitzernde Aufwand von parfümierter Musik und dem schweren und süßen Hauch von Zigaretten, Likören und Wein. Jelly betrat das Vergnügungslokal, in das ihre Bar eingebaut war, durch einen Seiteneingang, legte den leichten Abendmantel in der eigenen Garderobe ab und blieb einen Augenblick vor dem Spiegel dort stehen, ohne sich ernstlich zu prüfen. Es wurde ihr nur gedankenlos bewußt, wo sie sich befand, und ihre Hände im Haar taten ihr ordnendes Werk ohne Aufsicht; sie kannten sich dort oben auf ähnliche Art aus, wie ihre Gebieterin in diesen Räumen, die sie haßte.

Es waren nun schon fast zwei Jahre vergangen, bei ungeliebter Nacharbeit und diesen aufreibenden Verpflichtungen zwischen Anlockungen und Abwehr, als eines Nachts Mortimer in der Bar erschien, der Mann, dem sie gehörte. Es war so wenig sein Name wie Jelly der ihre. Was lag daran, was galten Namen, wo jenseits aller Benennbarkeit plötzlich Wesenhaftigkeit und Tod den Raum der Seelen bestimmten und einnahmen. Unter seiner Beschaffenheit und seinen Forderungen froh ihr plötzlich der Singel-Tangel des Nachtbetriebs wie fader Stuck an den Wänden fest und erstarrte. Das Wortgeklirr um billiges Vergnügen umher zerfloß zu nichts, wie auch die fade Zärtlichkeit der Musik, dieser wimmernden Aufforderung zur Schlechtigkeit.

Ja, die Schlechtigkeit dieser Atmosphäre, die ganze Niedrigkeit der Begierdegeisterchen, die hier ihren Spott mit den Menschen trieben, sprang sie plötzlich so deutlich an, so faßbar, klar und gegenwärtig, daß sie sich am liebsten mit einem Wort der Entschuldigung und in tiefer Scham davongemacht hätte. Und sonderbar, nicht etwa das Gute, Edle oder Lebensgnädige klärte sie mit dem Erscheinen dieses Mannes so hart und grausam über ihre Umgebung auf, sondern das Böse, das mit ihm einfiel.

Sie erschrak damals tief. Konnte aus dem finsternen Bereich eine Kraft der Einsicht und Entscheidung zur Wirkung kommen, wie sie ihr nun geschah und wie sie ihr niemals aus den Bereichen entgegengetreten war, die man ihr bislang als gut und gesittet hingestellt hatte?

Über den jähen Anfällen solcher Aufgestörtheit unterhielt sie sich schon mit dem Fremden, oder eigentlich sprach er mit ihr, nachdem er einen jungen Herrn, kaum daß sie in sein Blickfeld geraten war, von seinem Hocker ihr gegenüber herabgewinkt hatte. Der Junge machte Platz und verbogte sich unsicher, seinen Verdruß sorgfältig hinter Höflichkeit verbergend. Offenbar nahm er an, es handle sich hier um einen Bekannten der Umworbenen, der ältere Anrechte besaß. Zudem gab es in keinem Fall Widerspruch gegen die Geste, mit der der Fremde sich Raum verschaffte.

Auf gleiche Art schuf er sich unmittelbar Raum in ihrer Seele, seine brutale Offenheit riß sie auf, die Herzenswut ihrer Empörung flammte ihr von drüben als leidende Genugthuung entgegen. Im dunklen Ernst dieser Züge, die die Zuhälterchen des werbenden Lächelns

nicht zu kennen schienen, empfand sie, daß er nicht log. Nie, nimmermehr galt es hier etwas anderes, als ein zehrendes Leid mit einem Geschlagenen dunkler Leidenschaften zu tragen. Sie empfand sich als schmerzhaft verpflichtet, soweit sie begriff, und sie verstand, weil sie unter der Gewalt blutete, die er ohne Willkür über sie ausübte, einsam, ohne Eitelkeit oder den Wunsch zu überzeugen. Sie sah noch kaum ihn, wie ein Weib einen Mann wahrnimmt, sondern sie sah sich zum erstenmal in ihrem Leben vor eine Aufgabe gestellt, die sie brennend forderte. —

Jelly stand noch immer in der Garderobe und sah ihr Spiegelbild an, als wäre es dieses Bild, das ihr von dem Vergangenen berichtete. Ja, diesem Mädchen dort in Silbergrau und Blond und Bunt war geschehen, was jetzt plötzlich, wie aufgescheucht und neu geboren, mit Jubrust durch die Vereiche ihrer Erinnerung flog, stürmisch und grell, der hochgestimmte, irre und heiße Beginn und Verlauf ihres Schicksals, bis heute.

Sie neigte sich dem Spiegelbild entgegen undklärte es mit einem gutheißenden und inständigen Lächeln auf: „Verfallen“, sagte sie zu ihrem schönen Frauenmund, der im Glas mitsprach, „verfallen.“ —

Dann brach sie auf, das Angesicht verändert, als habe sie es vertauscht, in die Bar hinüber, die sie aufglimmernd und gellend hinter der gläsernen Nickelschanze der hohen hufeisenförmigen Kredenz einsing.

Die jungen Damen, die mit ihr die Bar bedienten und die ihr unterstanden, begrüßten sie durch eine ihnen kaum bewußte Achtung, die sich darin kundtat, daß sie ihr Platz einräumten, auch dadurch, daß sie sich auf dem

ihren und den Gästen gegenüber nicht mehr sicher fühlten, wie zuvor noch. Von den Hockern her, die alle besetzt waren, wurde ihr ein lauter ungestümer Empfang in Schwarz-Weiß zuteil. Sie schritt zum ersten besten heran, dessen Nachtgesicht ihr bekannt vorkam, wie hundert andere Gesichter auch, und tat, als erfreute sie die Begegnung.

Die Uhr war halb eins.

Sie vernahm nach einer Weile, in der allerhand Gerede im Plauderton hin und her gestossen worden war, und über dem Geprickel in den Gläsern hinweg:

„Sie hören nicht zu, Jelly!“

„Doch, ich höre, aber ich weiß alles, was ihr sagt, alles. Sagen Sie doch einmal etwas, was ich noch nicht gehört habe, oder schweigen Sie so, daß ich höre, was Sie nicht sagen.“

„In keinem Fall wird solch ein Tiefsinn herauskommen, wie Sie ihn planen. Tanzen Sie?“

„Ich darf doch nicht. Das wissen Sie ja. Getanzt wird drüben. Wir sind hier nur zur Erbauung da, für Getränke und für Hoffnungen nach drei Uhr.“

„Wird dann geschlossen?“

„Schauen Sie, jetzt ist Ihnen schon etwas Apartes eingefallen.“

„Sie haben heute keine Laune, Jelly, Sie sind woanders.“

„Machen Sie mir welche.“

Sie stützte sich auf ihre Ellenbogen und kam ihm, die fernen Augen dicht vor den seinen, ganz nah, das Sektglas wie zum Schutz bis an ihren Mund gehoben. Er zog etwas verlegen sein goldenes Zigarettenetui, ließ es aufschnappen und bot ihr an.

„Danke, den Kern nicht, die Schale.“

„Sie wollen mir die Freude machen, das Etui von mir anzunehmen?“

„Geben Sie her. — Danke.“

Sie warf es in ihre kleine Handtasche, die sie unter dem Tisch hervorzog, und schlug sie gelassen zu. Dann sah sie ihm prüfend und kühl ins Gesicht. Seine Lippen waren blaß.

„Aber Sie wollen vielleicht gern noch rauchen?“

Sie holte das goldene Ding wieder hervor und ließ es ihm, mit einem Schnippen des Fingers, auf der Glasplatte zwischen den Gläsern wieder zurutschen.

„Geben Sie es mir, wenn es leer ist, dann gleicht es Ihrem Herzen und ist ein sinnvolles Angebinde.“

„Jelly!“

„Gut, daß ich einen Namen habe, sonst fiele euch schon gar nichts mehr zu sagen ein.“

„Sie gefallen mir ganz über die Maßen!“

„Dazu bin ich hier. Sie gefallen mir nicht.“

„Weshalb nicht, darf man das wissen?“

„D ja. Sie gefallen mir deshalb nicht, weil ich Ihnen in der Hauptsache deshalb gefalle, weil ich Ihnen zu verstehen gebe, daß Sie mir nicht gefallen.“

„Das ist ein Kreuzworträtsel.“

„Gut. — Suchen wir einen modernen Barhocker, sagen wir mit vier Buchstaben, der außer diesen Merkmalen noch etwas Brauchbares aufzuweisen hat.“

„Ich verstehe nicht . . .“

„Suchen Sie lieber nicht. Sie würden ihn nicht finden. Das Kreuzworträtsel bleibt ungelöst. — Verzeihen Sie, ich muß zum Prinzen hinüber, er hat heute Geburtstag und will sein Pech mit mir feiern.“ —

Man erblickte von der Bar aus durch hohe Glas-
türen in schmalen Messingrahmen den schillernden
Prunk des Tanzsaales und die Paare auf dem Parkett.
Die Spiegel in weiten Hintergründen vergrößerten den
Raum bis ins Unendliche, dort tanzten verschwommen
die gleichen Gestalten in einem silberbunten Nebel, wie
Gespenster. Die Kapelle aus dem Saal wurde durch
das Quartett übertönt, das die Bar anfüllte, die Auf-
klänge beider vermischten sich über das Stimmengewirr
und Gelächter fort zu einer verschwommenen Untat, die
die Sinne einschleierte, wie die Spiegel die tanzenden
Paare. Die Rauschgeister der Getränke zerrten die
Schleier, von der Tierklage der Sargophone angejault,
über den letzten Aufstand der Seelen. Nur die Damen
galten noch, und von ihnen auch nur das, was noch ver-
schleiert war.

Die Uhr zeigte eins.

Bei der ursächlichen Erfahrung und der hohen Gabe,
die der Geist der ewigen Geseze seinem jüngsten Ge-
schöpf und dessen Seele verliehen hatte, schien es der
Mark, als seien die Menschen blind. Sie erblickten
und beachteten wohl, was die sinnfällig wahrnehmbare
Welt ihnen an Bildern und Gestalten vorführte, aber
die meisten erschauten fast nichts darüber hinaus, ob-
gleich die Fülle von Anzeichen und Merkmalen un-
geheuer war. Auch die Schlüsse, die sie zum Beispiel
aus dem Beweglichsten und Durchsichtigsten zogen, das
ihnen begegnete, aus den Angesichten der Menschen,
waren in der Regel falsch, einseitig oder oberflächlich
ihrem Begehren zugeordnet.

Und doch hatte es den Anschein, als sei den Menschen

der Sinn für eine viel tiefere und weitere Einsicht von Ursprung her verliehen worden, vielleicht war er ihnen abhanden gekommen, weil sie ihn nicht pflegten. Es gab und begab sich in ihrem äußeren Dasein offensichtlich so unendlich viel, daß sie froh waren, einigermaßen mit dem fertig zu werden, was Minuten und Stunden ihnen unaufhörlich, ruhslos und in Hast entgegenschleuderten. Es wollte und mußte bewältigt sein, ähnlich wie man im Dahinlaufen die Zweige eines Gebüschs zur Seite schlägt, aber nicht so, wie eine Pflanze ihr Blumengesicht gegen das Licht öffnet. Nun, vielleicht boten ihr grade die letzten Eindrücke kein umfassendes Bild.

Es kam ihr keinen Augenblick übermenschlich vor, daß sie Gedanken erkennen und Dinge wahrzunehmen vermochte, die nicht unmittelbar in ihr Blickfeld gerieten. Ihre Seele nahm es so selbstverständlich an und so gelassen auf, als sei es immer ihr und aller Recht und Befugnis gewesen, aber die Menschen vermißten diese Gabe nicht, ja, es war deutlich zu erkennen, daß sie sich vor ihr und ihren Folgen fürchteten.

So ergab sich für sie in dem Leben, das sie bisher gesehen und verfolgt hatte, eine geradezu stunnenswerte äußere Ordnung, aber keinerlei innere. Hände, Füße und Körper gingen geregelt und richtig, aber die Seelen schwirrten und irrten durcheinander, als fehlte es völlig an einer rechten Verkehrsordnung für die Herzen.

Aber da machte sie sich wieder Gedanken, statt sich an den Rat des großen Geistes zu halten und anzuschauen, was ihr begegnete. War es nicht sehr gut möglich, daß ihr eines Tages entgegentrat, was sie bis heute noch vermißte? —

Der Zeiger über dem Bartisch schlich. Was sich im Geglitzer um sie her noch zutrug, berührte Jelly nicht mehr, sie hatte große Mühe, den Anschein zu erwecken, als sei sie beteiligt wie immer. Einmal erwog sie, was sich in ihrer Garderobe noch an kleinen Besitztümern befand, und ob sie besser daran täte, dort alles liegen und stehen zu lassen, oder einen Teil davon mitzunehmen. Es war sehr wohl möglich, daß diese Viertelstunde, die die Uhr ihr jetzt bestimmte, die letzte in ihrem Leben sein sollte, die sie noch an diesem Ort verbrachte.

Der Gedanke, Mortimer könnte in der Wohnung schon auf sie warten, versetzte sie in Fieber, aber sie zwang sich dazu, die Abrechnungen mit Gelassenheit und Ruhe zu Ende zu führen. Als sie endlich ihre Garderobe wieder betrat, hatte sie ihre Vorsätze vergessen, sie ergriff nur Mantel und Kopfstuch und litt eine Weile unter der Vorstellung, etwas sehr Wichtiges versäumt zu haben. So war es immer schon, dachte sie, immer meinte ich etwas vergessen zu haben, wir haben nie alles bei uns und immer zu viel.

Jetzt saß sie im Wagen, der rasch fahren konnte, da die Straßen noch leer waren. Es wurde schon hell, ein von weither einbrechendes Licht herrschte in jenem blauen Schein, der einen schönen Tag verhieß. In den Anlagen klangen Vogelstimmen auf, und die Luft wehte kühl, nach Laub und Erde duftend, durch die herabgelassenen Fenster in den Wagen hinein. Natürlich hatte sie etwas vergessen . . .

Habe acht, habe acht, vernahm ihr Sinn, es geht um Leben und Vergehen. Vielleicht kam der Dunkle ihres Lebens niemals mehr zurück, und sie wartete bis ans Ende ihrer Dinge. Vielleicht war er tot. Vielleicht

gefangen. Vielleicht fand man auch sie, und die Freiheit erlosch. Vielleicht kam ihr mit der geöffnerten Thür der Wohnung der Geruch seiner Zigarette entgegen und sein karges Spottlächeln, dies böse Nachtkind seiner Stärke. Sie erbehte unter dieser Vorstellung wie unter dem Zischen einer Peitsche, unter deren Marter sie sich die Lippen wund geküßt hatte.

Als sie auf der dämmrigen Treppe den Schlüssel zur Etagentür hervorholte und nun am Schloß hantierte, fühlte sie schon, daß die Wohnung leer war. Für einen Augenblick, als sie im Begriff war die Thür leise hinter sich zuzuziehen, fielen ihr zwei weiße Milchflaschen ins Blickfeld. Sie standen am Boden vor dem gegenüberliegenden Wohnungseingang. Sie zögerte und sah die beiden durch den Spalt an, als wären es Menschen. Sie wußte nichts davon, daß sie sie genau und sorgfältig betrachtete, lächelte sie an und dachte: Vielleicht ist er tot . . .

Das Licht, das sie in der stillen Wohnung und in ihrem Zimmer aufflammen ließ, verstellte die Zeit, denn die Fenstervorhänge waren geschlossen. Der Teppich vor dem Ruhebett wellte sich, verrutscht von Peters Knien, seine wirre entflammte Knabenseele geisterte noch im Raum.

Sie schloß sich ihr an, um etwas zu sinnen zu haben, und erschrak über ihr Lächeln, als ihr Spiegelbild sie einfing.

Darüber erwachte sie und ermutigte sich rasch mit einer verächtlichen Geste gegen die Torheit dort im Spiegel und gegen ihren Zustand. Doch jetzt, mit der einbrechenden Wirklichkeit, fuhr ihr, wie Eis, die Gewißheit in die Seele, daß es draußen hell geworden war.

Die Straßen belebten sich, man sah die Menschen, konnte ihnen ins Gesicht schauen und erkannte sie.

Wütend über ihre Anfälle von Angst, riß sie ihr Kleid herunter, wusch sich kalt im Badezimmer, kleidete sich um und setzte in der Küche Wasser über der Gasflamme auf. Sie holte Champagner und stellte ihn zugleich mit dem Kognak kalt, richtete sorgfältig einen Morgenimbisß her und dann das Bad. Dabei lauschte sie unaufhörlich auf die Straße hinab, ob ein Wagen anführe. Unsinn, er würde niemals mit einem Wagen kommen. Da hörte sie den Schlüssel im Schloß der Etagentür, ein ganz feines metallisches Gereibe, dem ein kurzes mattes Einschnappen folgte. Ihr Herz flog auf und schlug jetzt fest und hart und ruhig.

Sie meinte im halbdunklen Korridor, der nur vom Zimmer her angeleuchtet wurde, zu sehen, daß Mortimer sehr blaß war. Seine Gestalt kam ihr höher und schlanker vor, wie er da für einen Augenblick still und dunkel stand, leblos, ganz unheimlich.

Er legte draußen nichts ab als den Hut und betrat das Zimmer langsam. Die Teilnahme und Begleitung der Freundin nahm er an und hin, als sei sie nebensächlich oder gleichgültig und notwendig wie Atemzüge. Aber sie fühlte und wußte mit unerschütterlicher Zuversicht, was sie ihm bedeutete, und daß ihre Gegenwart die einzige Gemeinschaft mit sich brachte, die es für ihn gab.

Er ließ sich schwer und langsam auf das Ruhebett nieder. Dort erst zog er die schwarze Tasche aus dem Rock und ein in dunkles Tuch eingehülltes Etwas, ein schweres Päckchen, das klirrte und knisterte. Wie er es auf den Tisch warf, sah er sie an, und sie begriff unter

seinem Blick sofort, daß ihm gelungen war, was er geplant hatte. Sie fiel über seine Knie und schluchzte haltlos und wild auf, als täte sie es an seiner Statt, als gäbe sie ihm die erste Entspannung und beschritte damit den Weg der Erleichterung, den er nicht gehen konnte. Er nahm auch dies wie sein Recht an und beruhigte sie dadurch. Als er in ihr Gesicht sehen wollte, hob er ihren Kopf, die Hand tief im blonden Haar, und wandte es sich zu: „Ja, Zell, es hat geklappt. Aber wie! Das mußt du hören! Bleib. Nur erst . . .“

Er wies mit einer Bewegung des Kopfs auf die Päckchen.

Sie erhob sich rasch und geschäftig nüchtern, nahm das Bild von der Wand, öffnete die kleine Tapetenkammer dahinter, und die Werkzeugtasche und die Beute verschwanden. Sie prüfte das neu Hinzugekommene nicht auf Gewicht noch Inhalt, sondern auf etwas ganz anderes hin. Ein kühler Schauer von Dank durchströmte sie, der Stoff war trocken und klebte nicht. Dann, während sie ihn kurz fragte, was sie ihm bringen sollte, eilten und tasteten ihre Blicke heimlich über seine Hände und seine Kleidung dahin. Sie fragte, obgleich sie die Spuren des Einen, des Furchtbaren nirgends entdeckt hatte: „Darf ich dir das Bad richten?“

Er schüttelte den Kopf: „Später.“

Sein beschwichtigendes spöttisches Lächeln beruhigte sie vollends. Er warf den Arm im Bogen in die Luft empor, als schwenkte er ein Glas. Sie eilte hinaus, löste in der Küche den Kork mit Vorsicht aus der Flasche, es ging so still zu, daß sie den Gesang der Gasflamme hörte, die unter dem Wasserbehälter flatterte. Als sie sie ausdrehete, war ihr, als verlösche mit dem bläulichen

Gehiße auf dem Herd auch der Brand in ihrer Brust. Sie sah den Schaum langsam aus dem Flaschenhals prickeln. Das Leben begann wieder, sie erzitterte vor Daseinsgier, in dem süßen Blutsturz von Erleichterung, der sie durchfuhr.

Mortimer trank rasch hintereinander zwei Gläser, nahm die Zigarette, die sie ihm anrauchte, tat zwei tiefe Züge und warf sie fort. Sie trat sie am Boden aus und sah ihn an, wie er nun mit geschlossenen Augen, dunklen Gewands, mit bleichem Gesicht in der bunten Bildnis der Kissen lag.

„Wozu den langen Anfang erzählen“, begann er gelassen, aber nicht müde, „du weißt, wie sorgfältig diese Sache vorbereitet worden ist. Kurz, ich bin im Schlafzimmer des Alten, hinter den schweren Portieren das Fenster, das zur Veranda führt, hinter mir Glas und dann den Park. Vor mir, hart an der Stirn, die rote dichte Tuchwand, die ich anatme, sie berührt den Boden, man sieht die Füße vom Zimmer aus nicht.“

Der Alte sucht Schlaf zu finden, die Nachtlampe am Bett brennt, gegen halb eins kommt der Diener noch einmal herein, ein trottelhafter Mensch, ohne Instinkt, ganz auf seine Würde bedacht und auf alles andere nur nebenhin. Er löscht das Licht am Bett des Alten, geht dann und verschließt die abgepolsterte Tür fest hinter sich. Sein Herr schläft hermetisch verschlossen wie alle diese Versiegenden, die den Rest ihres Lebens mit der Angst zubringen, es möchte vorzeitig enden, die nicht einschlafen, weil sie nicht herausbringen, wozu sie eigentlich ihren Reichtum belauern.

Ich muß langsam auf die Knie, denn es ist möglich, daß mit der Dunkelheit im Zimmer meine Gestalt

hinter dem Vorhang erkennbar wird. Den Raum hab ich mir gut gemerkt, ich kann ihn jetzt bis auf den Fußbreit bemessen, so gut wie diesen. Ich lege unten den Vorhang etwas auseinander, das Ohr am Spalt, denn ich muß die Atemzüge im Bett hören. Unten im Haus brennt nirgends mehr Licht, das siehst du durch die Scheiben am Park, der still und ohne Anleuchtung daliegt.

Du darfst dir in solchen Lagen nichts vornehmen, die meisten scheitern daran, daß sie sich mit einem Plan belasten. Da bricht dann unerwartet etwas ein, das das Programm umwirft, und du stolperst in eine jähe Tollheit hinein. Das sind die Bürschchen, die zwei Kleinentner und einen Nachtwächter umlegen, und nur mit einem blutigen Schnupstuch heimkommen, das sie zum Fenster hinaushängen, damit es niemand in ihrem Bretterverschlag finde. — Nerven? Meinetwegen. Geduld klingt besser. — Gib das Glas.

Jetzt hör ich, der Alte schläft, zwischen Schnarchen und Köcheln ein Geächze, also liegt er auf dem Rücken. Auf dem Nachttischchen, das weiß ich, zur Linken von ihm, steht die Lampe mit altmodischem Handschalter, und etwas zurück, neben ihrem Messingfuß, der kleine Kasten mit den Knöpfen der Glocken für Diener, Magd und Hauswart. Sollen sie, die Drähte sind durchschnitten. Das geschah, am Boden dahin, als man schwägend die Treppe am Arm des Dieners heraufhumpelte. Im Nachttischchen ein Revolver, ich hatte Zeit hineinzuschauen. Und später kommen auch die Tresorschlüssel dorthin. Gut. Daß der Diener noch einmal kommt, ohne gerufen zu sein, ist nicht anzunehmen. Der erste Schlaf ist in diesem Alter oft nur kurz. —

Also!

Der Raum ist schwarz wie Kohle. Gelingt es mir, dem Alten den Ather unter die Nase zu bringen, bevor er erwacht, so habe ich leichtes Spiel, aber da sind auch noch mein Messer, die Blendlaterne und die Schusswaffe, du mußt alles bereit haben und können, wie es sich ergibt, und dir nichts vornehmen.

Ich bin mitten im Zimmer, da setzt der unruhige Schlafatem vor mir aus, ich höre das leise Bettzeug und öffne den Mund, um selbst lautlos zu atmen, gehe aber Zoll um Zoll weiter. Der Bettpfosten liegt jetzt schon hinter mir, ich muß genau bei der Mitte des Betts, hart an dessen Seite stehen, ich fühle den weichen Vorleger über dem Teppich mit den Füßen.

Jetzt weiß ich, der Alte wacht, seine Augen sind aufgezerrt, und in der Finsternis auf mich gerichtet. Die Richtung gibt der Instinkt. Geh nicht zurück in solchem Fall. Frag nicht, weshalb nicht, ich könnte es nicht sagen. — Weißt du, was ich tue? Ich ziehe ein-, zweimal den Atem hörbar durch Mund und Nase. Jetzt greift er nicht mehr zum Lichtschalter, das Entsetzen lähmt ihm die Hand. Er weiß, daß jemand im Raum ist und dicht vor ihm. Mag sein, er glaubt, er habe geträumt oder träume noch. Das tut nichts zur Sache. Die Hand da drüben im Dunklen kommt nicht von der Stelle, sei ganz sicher. Er wird auch nicht schreien. Es belebt ihn nur noch eine einzige Hoffnung: Der andere dort, das lebendige Dunkle vor ihm, wird annehmen, daß er noch schlafe. Und so vermeidet er die kleinste Regung, den geringsten Laut, aus Furcht, sie könnten jählings entsachen, was vor ihm loszubrechen droht.

Keine geringe Kraft, übrigens, mir gegenüber im Dunklen. Von ihr her springt mich im stillen etwas an. Nun, wir messen uns, reglos. Ich weiß nicht wie lange, denke und überlege auch nicht, sondern bin gegenwärtig mit allem Willenseinsatz, aller Stärke, so daß mir die Brust von innen her kalt wird und ich den Boden nicht mehr fühle. In der Eiskammer dröhnt das Herz, sitzt mir am Hals wie weiche Krallen. Ich meine, das hört der da drüben nicht, denn ihm geht es ähnlich. Dazu weiß ich, daß wir uns ansehen, ganz genau, Blick in Blick, die Augen machen das von selbst, sie haben in der Finsternis ihre Bahnen, bekommen ihr Schauvermögen aus anderem Bereich.

Wie lange sich das so zuträgt — für Zeit ist kein Raum — ich kann es nicht sagen. Nur wir zwei sind im Welt Dunkel, sehen uns nicht und sehen uns an. Da geht nicht leicht ein Sterblicher mit und schaut auf die Uhr.

Du mußt warten, bis der Bann bricht, im Krampf haust du daneben. Da höre ich ein Geräusch, ein Rascheln und Gedehne, als sänke es schwer aufs Rissen zurück, und ich hebe die Blendlaterne, eine furchtbare Waffe, nach so viel Schwärze. Du darfst sie aber nicht vor den eigenen Körper halten, sondern hoch und seitab von dir, denn wenn drüben ein Schuß losgeht, trifft er immer genau ins Licht, ganz von selbst, wie gezielt.

Bevor ich das Licht einschalte, höre ich ein gelöstes Geräusch — das ist nicht mehr Angst, das ist Abkehr und Aufgabe. Ich mach hell, bin für ein paar Sekunden selbst geblendet, und sehe dann dicht vor mir im Lichtkegel den zurückgesackten Kopf mit offenem Mund, die Augen erloschen. Alles überdeutlich und grellweiß

angestrahlt, ein rundes Bild in der Nacht. — Der Kest war leicht . . .

Du biß blaß, Zell. Hier, trink! Es war schon früher oft böse. Beruhige dich. Es hat auch schon einer unter meiner Waffe ausgehaucht, damit ich weiter kam, wie das so ist im Leben, nicht nur in unserem Kampf, wer sieht es denn richtig? Allein der Sport der Liebe läßt mehr Leichen auf der Strecke als unser bißchen Gewalt. Möglich, daß der Alte mir erlegen ist, möglich auch, daß die Angst um sein Gold und seine Steine ihn erwürgt hat. Entscheide das, wer Lust hat. Einmal hatte einer keine Angst um seine Geldscheine, wir haben redlich geteilt.

Was ich erbeutet habe, genügt für lange, in zwei Tagen reisen wir. Ich bin dort drüben aufgebrochen, ohne auch nur den Schatten einer Spur zurückzulassen, die Schlüssel liegen wieder dort, wo ich sie gefunden habe. Wer später aufschließt, findet noch genug. — Die Flasche ist leer? Hol noch . . .“

Als Jelly zurückkam, schlief Mortimer fest.

Viertes Kapitel

Der Professor

Sonderbar ist mein Schicksal, dachte die Mark nach einer guten Weile ihrer bunten und abwechslungsreichen Wanderschaft. Man nahm sie für etwas, das höher war als ihr Wert, sie konnte einer Seele einen Himmel von Glück eröffnen und wurde wie ein Trinkgeld so achtlos fortgegeben, als sei sie ein Nichts. Überall wurde sie mit Bereitwilligkeit, mit Vergnügen oder gar mit Entzücken empfangen und nirgends behalten, man rang und kämpfte um sie, redlich oder von böser Gier besessen, um sie im nächsten Augenblick zu vergeuden.

Es schien doch recht gut für ihre vielen Schwestern gleicher Prägung zu sein, daß sie keinen Einblick in ihr Schicksal und ihre Bestimmung hatten und in die der Menschen. Es gehörte schon Entschlossenheit dazu, so weiter mitzumachen, das Geschenk des großen Geistes, das ihr Einblick und Einsicht verliehen hatte, erwies sich gemach als eine gewichtige Gabe, und sie trug oft Verlangen nach dem alten Gesetz, unter dem sie einst gestanden haben mußte, von dem sie damals nichts gewußt hatte und das sie jetzt bisweilen wie in einer dunklen Uerinnerung ahnte. Damals war sie Metall gewesen und nichts als das und völlig unbewertet.

Freilich, auch dort, auch einst hatten sich Leben und Wandlung in ihr vollzogen, aber, mein Gott, welch ein Unterschied in der Geschwindigkeit. Vom fernsten Fließen und Gluten bis zum Geäder im Gestein, vom

erneuten Auftauchen ins Licht der Sonne bis zur Prägung in der Münze, Welch ein Weg! Und es wirkte noch Leben von damals in ihr, sie ahnte oder fühlte es am unnachspürbaren zarten Gewese der Verwitterung, das alte Gesetz pochte noch und bestand fort, nach ursprünglichen Plänen und anderen als das neue.

Sie hatte zwei Seelen, zeitlich völlig verschieden bemessen und bestimmt, es war recht eigentümlich. Nun, man tröstete sich mit seiner Aufgabe und Berufung und dachte am besten an die geheimnisvollen Worte des großen Geistes über die Zeit, die er die Schlange genannt hatte. Sicherlich war es gut, seinem Rat zu folgen und sich keine unnötigen Gedanken zu machen. So machte sie sich denn vorläufig keine mehr. —

Sie hatte ein paar Nachmittagsstunden hindurch auf der Post gelegen und wurde endlich mit Kleingeld zusammen von einem Männlein eingestrichen, das eine Marke gekauft und einen Brief aufgegeben hatte. Sie kam in die Tasche eines Mantels, in der ein Schnupftuch, ein zerknittertes Trambahnbillett und ein Schlüssel Station gemacht hatten, tote Dinge, deren Bestimmung sie an den Rand eines Daseins warf, an dem sie nicht teilnehmen konnten. Armes Gesindel.

Das Männlein war alt, trug einen weißen Spitzbart, und sein Gang über die Straße dahin, offenbar der Wohnstätte entgegen, vollzog sich langsam und gewissermaßen störrisch, ohne Schwung oder Elastizität, recht mühsam. Man merkte wohl, daß ihm daran gelegen war, seinem Schritt und seiner Haltung das Ansehen von Kraft und später Jugendlichkeit zu geben, aber beides wurde über solcher Bemühung noch veräterischer für das, was sie zu verbergen trachtete.

Als die Haustür hinter ihm zuschlug und die Treppe vor ihm anstauchte, unterließ er seine Anstrengung, ergab sich seinen Jahren mit einem kleinen Seufzer und ließ sich für eine kleine Weile auf den Stufen nieder, die mit einem etwas abgeschabten Läufer bedeckt waren. Vier Treppen standen ihm bevor. Er tippte mit dem Finger an das Geländer: „Dieser Brief wird seine Wirkung nicht verfehlen! Man wird aufmerken, man wird sich erinnern.“

Er lächelte herausfordernd und kampfbereit, dann fast gnädig; offenbar liefen seine Gedanken den Weg, der dies erforderlich machte. Dann verstummte er innerlich und sah müde vor sich hin. Die Gespenster seiner Erwägungen, Schlüsse oder Zweifel zeichneten kleine Spuren in das welke Gesicht, wer wollte sie deuten?

Oben ging eine Etagentür und wurde zugeschlagen, es hüpfte und flog die Stiegen hinab, polterte und trällerte. Der alte Herr erhob sich, nahm Würde an und machte Miene emporzusteigen. Aber von oben her stürmte es so fahrig und selbstvergessen, daß er es doch für geboten hielt, zur Seite zu treten und diesen Wildfang zunächst einmal an sich vorüber zu lassen.

Da fauste es schon mit Schwung und hellfarbig um den letzten Geländerpfosten. Es war ein junges Mädchen von vielleicht vierzehn Jahren in kurzem Kleid und hellem losem Haar. Es glitzerte aus den Augen wie blauer Champagner, und der rote Mund lachte, ganz ohne Grund, er lachte einfach, weil er da war.

„Hallo, Professorchen! Guten Tag. Immer nach oben, nur mutig! Es wird schon gehen, hopp, hopp!“

Und vorbei und hinaus war sie, die Haustür knallte wie ein Schuß aus einer Glaskanone.

„Unerhört“, sagte der alte Herr langsam und nachdrücklich und schüttelte empört das weiße Haupt. Er schüttelte es so lange, bis die Entrüstung sich davongemacht hatte, und dann sagte er:

„Entzückend!“

Aber nun öffnete sich die Thür der Hausmeisterwohnung, grade als er ansetzte emporzusteigen. Ein untersehter Mann schob sich aus dem Hintergrund nach vorn, sein Gesichtsausdruck ließ nichts Gutes ahnen.

„Ich muß Sie ersuchen, Herr Professor, die Haustür leise zu schließen. Dort steht es auf der Hausordnung unter der Anweisung für das Fußereinigen. Im ersten Stock, direkt über der Haustür, liegen die Zimmer des berühmten Dichters, der nachts nicht schlafen und am Tage nicht arbeiten kann, was Sie wissen sollten. Die Anstände fallen auf mich zurück.“

„Mein Herr . . .“ begann der Professor mit großer Würde und stieß seinen Stock auf den Boden.

„Nichts, Herr! Sie haben die Thür leise zu schließen!“

„Sehr wohl, es ist schon recht“, antwortete der Gemäßregelte jetzt, und seine Haltung wechselte in ein anderes Bereich hinüber, er sank aus seiner steif aufgerichteten Abwehr in eine beinahe ergebene Neigung und sagte, im Licht einer ganz andern Würde: „Die Thür ist mir aus der Hand gefallen, ich werde künftig achtgeben, Hausmeister.“

Er erhielt keine Antwort, denn jetzt vermißte der Angeredete den Titel „Herr“, von dem er zuvor nichts hatte wissen wollen. Er blieb gewichtig stehen und verließ dadurch seiner Feindseligkeit einen unangenehmen Nachdruck, der es schwer machte, sich jetzt wortlos abzuwenden und die Treppe emporzusteigen. Es geschah,

und wenn auch langsam, so doch anfänglich mühelos und mit einem abseitigen Lächeln.

„Sie werden mir nicht zustimmend auf meinen Brief antworten, sie werden nicht für mich einstehen“, sagte er im zweiten Stock leise gegen die bunten und trüben Scheiben der Flurfenster. „Wenn der kleine Wildfang von vorhin forderte, dann würden sie sich zustimmend verhalten, obgleich er keine Verdienste aufzuweisen hat. So ist es . . . so war es . . . so wird es immer sein. Mit dem Leben geht es empor, mit dem Leben geht es hinab.“ —

Dben in der Wohnung wurde die Mark sorgfältig aus der Manteltasche herausgehoben, sie wurde gewissermaßen gezählt, obgleich sie allein und leicht unter den Groschen zu erkennen und herauszufinden war. Sie kam in ein altes Portemonnaie, in ein schwarzgraues, etwas glänzendes Fach, in dem sie allein Unterkunft fand. Diese ledernen Gefängnisse kannte sie jetzt zur Genüge, freilich war man in der Regel in Gesellschaft, und sie rochen alle verschieden. Nun, ihr ging es ja nicht wie dem alten Professor, sie hatte noch viel Zeit um abzuwarten, was mit ihr und anderen geschehen sollte, denen sie begegnete.

Nach zwei Tagen erhielt am Mittag der alte Herr gleichzeitig mit einem Postpaket einen Brief, den er mit zitternden Händen öffnete, neben seiner Kaffeetasse, die in einem graubraunen Gebirge von lauter Büchern gerade noch Platz gefunden hatte. Sein grimmiges Hansfaktotum, ein bärbeißiges Weib ohne Zähne, die den Brief ins Zimmer gebracht hatte, las über seine Schulter gebeugt mit; beide hatten jetzt Hornbrillen auf und waren ganz starr vor Erwartung. Der Pro-

fessor sagte endlich als erster: „Sie haben also mein Werk wieder einmal abgelehnt.“

Das Hausfaktotum meinte: „Das war anzunehmen, Herr Professor, ich habe es ja immer gesagt, schon vor zehn Jahren, es ist viel zu lang. Streichen Sie die Hälfte, dann nimmt es der nächste Verleger. Wer kauft sich auch ein so dickes Buch? Man hat heutzutage keine Zeit mehr dafür und schließlich auch keinen Platz. Wir wollen streichen . . . oder?“

Der alte Herr antwortete lange nicht, dann sagte er tief in Gedanken: „Wenn ich streiche, Katharina, so kommen mir darüber so viele neue Gedanken, die ich an Stelle des Gestrichenen einfügen muß, daß mein Buch immer länger wird.“

Griesgrämig wandte die Alte sich ab, faltete die Brille in ein Pappfutteral, das früher schwarz gewesen und jetzt grau war, und machte sich im Zimmer zu schaffen. Sie blieb jedoch bald stehen, stützte sich auf ihr Gerät und sah böse und mitleidig auf das Rückenbild des alten Herrn, der im Sessel saß, als schlief er. Ja, sie schaute zugleich böse und mitleidig hinüber, wie es Leuten im Alter zuweilen möglich ist, wenn ihre guten Ratschläge niemals befolgt werden und wenn sie darüber heimlich wissen, daß diese Ratschläge auch im Grunde keine Gültigkeit haben.

„Trösten Sie sich, Herr Professor“, sagte sie, möglichst laut, damit es nicht so jämmerlich klang, wie ihr zumute war, „gestern, als ich die Zeitung am Kiosk holte, habe ich gesehen, was die Leute heutzutage kaufen und lesen, Zeitungen, Zeitschriften und Ansichtskarten. Das sagte auch die Verkäuferin, das kleine Fräulein mit der Narbe, das kürzlich ein Kind bekom-

men hat, ein Bübchen. Die Bücher sind alle dünn und meist bunt, nichts Ernstes, nichts Gelehrtes. Wenn ich denke, was Sie mir zuweilen aus Ihrem Werk vorgelesen haben — wer außer mir sollte das verstehen — und Sie wissen genau, daß ich es auch nicht verstanden habe. Also . . .“

„Katharina“, sagte der Professor und erhob sich schwerfällig, „bringe du das Paket mit dem Manuskript. Aber eines will und muß ich sofort volle Gewißheit haben, darüber, ob diese Unverantwortlichen mein Werk überhaupt gelesen haben. Was schreiben sie da in ihrem Brief über Wert und Unwert, über alt und neu? O diese Armseligen in ihrer Halbbildung!“ Er suchte den Brief, warf ihn aber an seinen Platz zurück, als er ihn gefunden hatte.

„Das Manuskript, Katharina.“

Sie bemühten sich zusammen um die Verschnürung, so daß ihr Vorhaben nicht vonstatten ging, weil man Schnur und Packpapier nicht gern zerstören wollte. Katharina ergriff es dann barsch und entschlossen, und die Entwirrung der Fäden und die Entfaltung der Pappe gelangen, weil die Ratschläge des Professors nicht befolgt wurden. Sie hob den Riesenpacken der etwas vergilbten und mit der Hand beschriebenen Papierbogen auf den Arbeitstisch, nachdem sie ihm zuvor mit den Ellenbogen Platz gemacht hatte. Ein paar Bücher fielen zu Boden, aber jetzt achtete keiner darauf. Der alte Herr bengte sich eifrig und gespannt über das Manuskript.

„Sieh her, Katharina, und beachte genau, was jetzt vor sich gehen wird. Du wirst die ganze Bedeutung meiner vorausschauenden Maßnahmen nicht sofort zu würdigen wissen, jedoch trotzdem, habe acht. Es erschien

mir gut, verschiedentliche Seiten meines Werkes, bevor ich es dem Verleger einsandte, vorsichtig und unmerkbar an kleinen Punkten oben und unten zusammenzukleben, so gering, daß ein in die Lektüre Vertiefter sie achtlos mit der Hand zu lösen vermöchte. Welcher Schluß wäre daraus zu ziehen, wenn diese Seiten auch jetzt noch zusammenhängen?“

„Guter Kleister“, meinte Katharina.

„Das einerseits, jedoch zum anderen erhellt daraus, daß jene Gewissenlosen, die sich ein Urteil über mein Werk anmaßen — dort liegt der Brief — es weder gründlich oder, womöglich, überhaupt nicht gelesen oder geprüft haben!“

„Ei ja“, sagte Katharina, „schlau, schlau, Herr Professor. Auf sowas wäre ich niemals gekommen. Jetzt wollen wir mal sehen . . .“

„Warte du, Geduld, Katharina. Hier ist ein Zettelchen, auf dem die betreffenden Blätter vermerkt sind, es handelt sich um diejenigen Seiten meines Buches, die entscheidende Behauptungen und Beweise dartun. Zunächst Seite vierundzwanzig und fünfundzwanzig. — Nun?“

„Herrje — das klebt zusammen.“

„Aha. Lösen wir es und sehen wir weiter.“

Es stellte sich nun heraus, daß die Befürchtungen des alten Herrn, die zugleich seine Hoffnungen waren, sich bewahrheiteten und erfüllten. Das Manuskript hatte monatelang unbeachtet und ungeprüft im Schubfach des Verlegers zugebracht.

Katharina wußte nicht recht, ob jetzt Ursache zu Triumph oder Kummer vorlag, sie nahm ihre Arbeit wieder auf, nachdem sie heimlich einen Anflug von trü-

ber Genugthuung in den welken Zügen ihres Herrn festgestellt hatte. Nach einer Weile schickte er sie hinaus, sie brummte, ging und schloß leise hinter sich die Thür, ganz leise. —

Am Abend dann, als Haus und Wohnung ruhig geworden waren und nur der gedämpfte Lärm der Straße schwach durch die Fenstervorhänge ins Zimmer drang, wie ein fernes Gebrause, nahm der alte Herr sein Manuskript bedächtig vor und begann beim Schein seiner abgedeckten Schreibtischlampe darin zu blättern und zu lesen. Die Zeit schritt mit der Nacht dahin, der Pendel der Standuhr begleitete ihren Weg wie ein treuer Diener seine geheimnisvolle dunkle Gebieterin.

Jetzt machte der alte Mann sich leise auf, durchmaß den Raum, dessen ergrauter dünner Teppich, einfarbig und weich, seinen Schritt dämpfte, öffnete die Thür und horchte hinaus. Aus Küche und Kammer drang kein Laut mehr. Er schlich behutsam hinaus und holte im Dunkeln aus der Speisekammer eine Weinflasche und aus dem Küchenschrank ein Glas — leise, leise. Als er sein Arbeitszimmer wieder erreicht hatte, lächelte er ein wenig verschmigt und betrachtete die braungoldene Schlanke mit Wohlgefallen. Er klopfte zärtlich mit der Hand, die ein wenig zitterte, die kühle Hüfte der Freundin und suchte dann im Eckschrank nach dem Korkzieher.

Es hatte den Anschein, als bereitete er eine Reise in schöne, friedliche und sonnige Länder vor. Der Koffer, der nun gehoben werden sollte, wurde ihm nicht leicht, es war der Stopfel, der heraus mußte und der kein Geräusch verursachen sollte. Eine geheimnisvolle Reise stand bevor, von der niemand etwas zu wissen brauchte.

Nun funkelte der goldene Wein im Glas, ein be-

seligender Anblick, und nach den ersten tiefen Zügen schien es, als sollte diese Reise wahrhaftig in ein gelobtes Land führen. Der Professor ächzte behaglich und strich sich den Bart, aber dann schien er den Wein zu vergessen, denn er vertiefte sich mit neuem Eifer in die Seiten seines zurückgehaltenen Werks.

Jedoch der Wein vergaß nicht ihn, der starke goldene begann heimlich tief im alten Blut mit ihm zu reden, verschob die Zeit ein wenig und zeigte ihm alsbald, wieviel besser und schöner sein Werk war, als die Menschen es verstanden, glaubten oder wußten. Man erkannte dies an der Inbrunst und Begeisterung, an den auffahrenden Bewegungen der Hände und am Glück und Triumph der kurzen Worte und Sätze, die aufsprangen.

Nun schien es fast, als habe er selber zuvor nicht gewußt, wie reich und gehaltvoll an großen Gedanken sein Buch sich erweis. Seine Zustimmung machte nun einer hohen Bewunderung Platz, einem beseligten Staunen, in das sich eine tiefe Nüßrung mischte, denn jetzt wurden ihm die Augen feucht, er vermochte nicht weiterzulesen, mußte die Brille niedernehmen und sie und die Augen mit dem Taschentuch putzen.

Darüber hatte sich, so unvermerkt, wie seine Ergriffenheit gekommen war, ein Glas nach dem anderen gefüllt und geleert. Die Flasche wurde jetzt gegen das Licht gehoben und langsam gesenkt: Ein Glas noch. Der Ahrenschrift der Nacht klang lauter, das Herz auch. Aber ein letztes Glas Wein war noch da, und nun sollte das Kapitel einmal vorgenommen sein, in dem von den geheimnisvollen Kräften der Armenlichkeit die Rede war, vom später hereinbrechenden Auf-

stand des Geistes gegen das Gesetz der Alleinheit, vom entstehenden Eissarg der warmen farbigen Seele, in dem sie zerfiel, um sich nie mehr in einer Auferstehung zu erheben. Er tastete und forschte, jedoch die Zeilen tanzten, als spielte die Zeit mit dem Entstandenen und trachtete danach, die Gestalten auszulöschen. Morgen, dachte er, morgen . . . erhob sich schwankend und torkelte und trudelte im Zimmer umher, wobei er sich bald hier, bald dort an den Möbeln Halt suchen mußte, am Bücherschrank und am Tisch in der Mitte des Raumes.

„Einmal wird man es in der Welt wissen, in der ganzen Welt“, sagte er drohend und mit Nachdruck, „in der ganzen Welt.“ Die schien ihm doch ein wenig zu groß zu sein, denn er tappte jetzt einem kleinen Lichtschein nach, der zwischen den Vorhängen von Thür und Fenster schimmerte, dort ließ er sich erblicken und feststellen, wie alles sich verhielt, und dorthin ging die nächste Reise, durch die Wandlungen und Merkmale der dahinstürmenden Zeit.

Es zeigte sich zwischen dem dunklen Tuch ein kleiner ovaler Spiegel in braunem Rand; eine geschnitzte Holzrose, in Girlanden verwoben, auf der Höhe seines Rahmens. Jedoch das Glas, in dem das Licht vom Schreibtisch her sich spiegelte, gab ihm das Erhoffte so trüb und verschwommen zurück, daß er seine Brille suchen mußte. Er fand sie endlich zwischen den Manuskriptblättern seiner Arbeit. Darüber sanken ihm beide Hände um den Packen der beschriebenen Seiten, und er hielt sie für einen Augenblick fest. Dann setzte er mühsam die Brille auf, durch die er als erstes das halbgefüllte Weinglas am Schreibtischrand erspähte. Er trank es aus.

Was hatte er eben noch gewollt? Es mußte bedeutungsvoll gewesen sein. Ja, richtig, der Ausweg, die Reise aus der Gegenwart in die Weite der hellen schönen Welt der Wirkung und des Ruhmes hatte ihm bevorgestanden.

„Ja, liege du da nur“, redete er sein Werk begütigend an, „du Gewähr und Freipaß, du mein Trost, du geflügelter Bote.“

Nun schwankte er hinüber und näherte sein Gesicht dem Spiegelglas. Es war dämmerig in diesem Winkel des Zimmers, und aus den verhaltenen Lichtbereichen tauchte sein Angesicht vor ihm auf. Er stützte sich zur Rechten und Linken des Spiegels an der Wand und starrte hinein, still und leblos, mit Blicken, als schlief er mit aufgezerrten Augen.

Da begann nun eine Rundfahrt um die wunderlichen Gestalten des Eigenen, da gab es ein Samtkäppchen über dem kahlen Schädel zu sehen und weiße Brauen, die weglos über den kleinen trüben Auglein wucherten, über die Lider niederhängen, wie kleine rötliche Fleischdächer. Die Nase wuchs aus den Falten, die zur Rechten und Linken um den Mund liefen, als sei sie nur für sich selbst da und vom Gesicht vergessen worden. Der Mund zeigte ein schiefes und verzerrtes Lächeln, als sammelte sich dort der letzte Halt über einer großen unaussprechbaren Trauer, über geheimnisvoll angelächelten Gräbern der Hoffnung, hier und da vom Schamgefühl eingekränzt wie mit Blumen. Das weiße Bärtchen fand an den Wulsten des Kinns und der Wangen Platz, als sei es längst schon ohne Berechtigung da.

Nun nickte er sich langsam zu, und das Spiegelbild

nickte zurück. Der Zeitenschritt der Uhr klang regelmäßig in die Stille: Alt-alt, alt-alt, tickte es unbetheilt. Da hob der Beschauer mahrend den Finger, warnte sich und sagte: „Hallo, Professorchen! Es wird schon gehen. Immer nach oben, nur mutig, hopp, hopp!“

Er schien zu erschrecken und sich angestrengt darauf zu besinnen, woher ihm diese Worte gekommen waren. Überall im Raum schien es zu reden und zu sagen ohne ihn. Er horchte auf, sah sich um und durchforschte das dämmerige Zimmer mit müden Augen, als befürchtete er, es möchte ihn jemand beobachten oder belauschen.

Dann torkelte er wieder durch den Raum hin und her, her und hin, lächelte für niemand und verscheuchte mit der Hand seine Gedanken, als seien sie lästig. Nun wußte er, was noch zu tun war. Er trat an das hohe Gehäuse der Wanduhr, öffnete bedächtig mit einem listigen Lächeln die schmale Thür, die sich mit einem leisen Anarren bemerkbar machte, und hielt mit vorgestrecktem Finger der zitternden Hand den Pendel an. „Still“, sagte er.

Fünftes Kapitel

Gabi und Urv

Die Mark war durch die Gemüsefrau Klosterbruch, bei der sie sich lange Zeit in einer großen Ledertasche mit einem Haufen Kleingeld herumgestoßen hatte, in den Besitz des Fräulein Urvine Breisitten geraten und lag nun in einer Geldbörse, die zwischen Kohlköpfen und Zwiebeln in einem Netz stak. Das Netz war feinmaschig und oben sorgfältig zugezogen; es kamen nach und nach ein kleines Päckchen Vogelfutter und ein Bündel Stearinkerzen hinzu, endlich eine tote Taube, lose in braungelbes Papier eingeschlagen, und zuletzt etwas Käse.

Dann ging es gemächlich dahin, die Einkäufe waren besorgt, aber da es früh am Tag war, tat keine Eile not, man konnte den Morgensonnenschein und die Auslagen der Schaufenster genießen, obgleich man beide kannte, auch ließen sich die Vorübergehenden betrachten und der Straßenverkehr.

Die Mark hatte bereits einen gewichtigen Teil vom Charakter, den Anlagen und den Lebensgewohnheiten Fräulein Breisittens kennengelernt, da das alte Fräulein es liebte, allen darüber etwas mitzuteilen. So wußte sie schon, daß die Kerzen für das Nachttischchen bestimmt waren, weil man errechnet hatte, daß sie sich, auch auf die Dauer, billiger als eine neue elektrische Anlage, alles in allem gerechnet, stellen würden, viel billiger. Ein Leuchter war vorhanden. Was habe sie

gesagt? Einer? Nein, mindestens drei. Sie stünden auf dem Hausboden, gleich neben der alten Badewanne, die leider ein Loch bekommen habe und auch für Gabi etwas zu kurz sei; das Loch ließe sich nicht mehr löten. Gabi, das war Gabriele, ihre Schwester.

Das Gespräch beim Krämer hatte lange gedauert, aber es warteten nur vier oder fünf Leute im Laden, und sie war Stammkundin des geduldigen Kaufmanns. Freilich den Kaffee und Reis bezog sie bei Pullmeier, aber es fiel bis jetzt nicht auf, zumal sie eine Andeutung gemacht hatte, daß sie mit dem Herzen vorsichtig sein müsse, was sich auf den Kaffee bezog. Wie Reis auf das Herz wirkte, wußte sie nicht. Es hätte ihr auch schwerlich jemand zumuten können, hierüber etwas mit Bestimmtheit auszusagen. Wohin sollte es führen, wenn man jedes Nahrungsmittel daraufhin erprobte, wie es sich dem Organismus einfügte und welche Anforderung es an ihn stellte. Am wichtigsten bliebe immer die Verdauung . . .

Obgleich dies richtig war, hatte sich bei ihren Ausführungen an dieser Stelle ein Kunde entfernt und den Laden in auffälliger Weise verlassen, so daß der Krämer sich etwas sprungartig einem anderen Kunden zuwandte und Fräulein Breisitten mitten in ihren Erörterungen stehen ließ. Erst darüber wurde ihr so recht deutlich, wie viel Zeit ihr der Mann geraubt hatte. Gottlob, man hatte Muße, wenn man wollte, aber schließlich gab es Grenzen. Sie barg ihre Kerzen besonders sorgfältig und trollte sich, freilich fiel ihr Abschied zurückhaltend aus, eine Mahnung an das Benehmen des Handelsstandes. —

Die Mark hoffte, sich bei Fräulein Breisitten etwas

ausruhen zu können. In der zurückliegenden Zeit war in der Großstadt allzu abwechslungsreich und willkürlich mit ihr verfahren worden; bei einem Kartenspiel war sie stundenlang hin und her von Hand zu Hand gegangen, ohne von den Regeln des Spiels auch nur das geringste zu begreifen. Dann gelangte sie in die Kasse des Gastwirts, um fünf Minuten darauf einem Chauffeur anheimzufallen, der einen Schnaps trank und gleich darauf zum Bahnhof mußte. Sein Fahrgast hatte sie dann erhalten; in der Kasse des Fahrkartenschalters gab es keine Minute Ruhe, dann ging es mit einem Handlungsreisenden in die Bahn, wo man sich in einem Abteil dritter Klasse um die Plätze zankte, und nach dreistündiger Fahrt voll grollenden Schweigens erhielt sie an der Station einer kleinen Stadt ein Zeitungsverkäufer, der nicht wechseln konnte, so daß fast ein Unglück geschehen wäre.

Der Junge galoppierte neben dem abfahrenden Zug her, zählte dabei sein Kleingeld über dem umgehängten Kasten und mußte sich bei aller Mühe, die er an den Tag legte, noch aus dem heruntergelassenen Zugfenster beschimpfen lassen. Der Fahrgast wollte das Wechselgeld, hatte aber die Zeitung schon im Kupee geborgen, und der Verkäufer verlangte zuerst sein Blatt zurück. Im Abteil schien es Streit zu geben, weil eine Dame sich inzwischen der Zeitung bemächtigt und sie schon entfaltet hatte, hauptsächlich wegen des Wetterberichts. Wer reißt einer lesenden Dame eine Zeitung aus der Hand?

Draußen war inzwischen der Zeitungsjunge weit hinter dem Zug zurückgeblieben. Er atmete schwer und machte halt, lächelte dann und meinte nur, indem er die

Mark einschob: „Mir soll es recht sein. Wer tut mehr, als er kann?“

Etwas wenig hat man für mich bekommen, dachte die Mark und überlegte, ob das kränkend sei. Jedenfalls hegte sie die Hoffnung, es möchte jetzt eine ruhige Zeit für sie anbrechen. Es schien der letzte Zug gewesen zu sein, der an diesem Abend an der Station des Städtchens halt machte, die Lampen erloschen, und der Vorsteher trollte sich in seine Kabine, die er von innen verschloß und verdunkelte. Die Barriere zum Bahnsteig knallte zu, nachdem der Zeitungsverkäufer mit unsrer Mark sie als letzter passiert hatte, und draußen vor dem Bahnhofsgebäude weckte ein Droschkenkutscher sein Pferd und lenkte es stadteinwärts.

Das Tier schien in die Jahre gekommen zu sein und bewegte sich am raschesten im Schritt voran, galoppieren konnte es am besten auf der Stelle, freilich ohne dabei vorwärts zu geraten, es war nur noch ein Ausdruck seiner Verstimmung. Dafür wußte es den Heimweg ohne Zuspruch, so daß jetzt der Kutscher in Schlaf sinken konnte.

Der Zeitungsverkäufer, ein Junge von sechzehn Jahren, hatte seinen Kasten mit Tagesblättern, Schokolade, Konfekt und Ansichtskarten im Wartesaal bei der Büfett-dame unter dem Schanktisch zurückgelassen. Da sie naschte, überzählte er jedesmal seine Vorräte an sauren Drops und Schokolade. Er hieß Andreas Klasterbruch und war mit dem wirtschaftlichen Ergebnis des Tages, dank unsrer Mark, zufrieden. Seine Mutter war jene Gemüseverkäuferin, von der Fräulein Breisitten die Mark erhalten hatte. —

Im Verwahrsam des alten Fräuleins ging es nun

gemächlich heim, unterwegs fanden einige Begrüßungen statt, die Aufenthalt mit sich brachten. Ein Zirkus hatte sein Kommen angemeldet, und in der Angelmühle war eingebrochen worden.

„Vielleicht sind die Künstler schon früher eingetroffen“, erwog Fräulein Breisitten auf diese letzte Nachricht hin, aber sie wurde darüber aufgeklärt, daß es sich bei diesem Zirkus um ein modernes Unternehmen handelte.

Am Geländer der Außentreppe, die zur Apotheke hinaufführte, war ein Kinderwagen angebunden, weil der Bürgersteig dort etwas abschüssig gegen den Fahrdamm hin verlief. Er enthielt das Zwillingspaar vom Regierungsrat Notanker vom Finanzamt. Das gleichzeitige Erscheinen der beiden Kleinen hatte im Städtchen zu vielerlei Erörterungen Anlaß gegeben, aber Fräulein Breisitten ließ sich ungern auf ein längeres Gespräch über diesen Gegenstand ein, weil das Entstehen von Zwillingen in ihrer Vorstellung von einem Verhalten des Elternpaars abhing, das im Dunkel bleiben mußte, unbedingt.

Man konnte sich kaum etwas Entzückenderes denken als das alte, von Efeu umspinnene Häuschen, in dem die beiden Fräulein Breisitten wohnten und das ihnen zu eigen gehörte. Es fügte sich in die Front einer alten gepflasterten Straße ein, kleiner zwar als die meisten anderen Häuser, dafür aber um vieles freundlicher als alle.

Eine Steintreppe mit Eisengeländer führte zur Haustür empor, an diesem Geländer waren sie schon als kleine Mädchen heruntergerutscht, dann war es Jahr für Jahr immer kleiner geworden, und erst in

den letzten Jahren wuchs es wieder etwas. Die Haustür hatte eine Messingklinke und schlug beim Öffnen mit einem Eisenstäbchen an eine Schelle, die über ihr an der Wand innen angebracht war, so daß alle im Haus erfuhren, wenn jemand sich einfand oder davon machte.

Unverändert hatte dies Glöcklein schon Vater und Mutter bei ihrem Ein- und Ausgang mit seiner Stimme begleitet, den Weihnachtsmann, die hoffnungsvollen und enttäuschten Freier, die Bettler und den Tod. Erst in den letzten Jahren hatte der Klang der Glocke etwas nachgelassen, es kam vor, daß Gabi sie nicht mehr recht hörte oder mit dem Schlag der Standuhr im Hausgang verwechselte, wenn sie die halbe Stunde angab. Nun, es war ja verständlich, daß selbst Metall alterte, dünner und zarter wurde und wohl auch leiser.

Als Alwine Breisitten nun das Haus betrat, empfing ihre Schwester Gabriele sie ein wenig ungehalten, wie es schien, jedenfalls prüfend und ungeduldig, und wollte gleich und zuerst alles anschauen und einschätzen, was erstanden worden war. Sie drückte an der Taube herum, überall wo man eine Taube drücken kann, und dann ging es dem Kohlkopf ähnlich, wobei Alwine Blicke aushalten mußte. Das Vogelfutter nahm sie gleich an sich, weil sie tierliebender als die Schwester war, und barg es in einem kleinen Wandschrank. Gesagt wurde nichts, aber es ballte sich spürbar etwas zusammen, Gabi hatte etwas auf dem Herzen, das offenbar in den Stunden des Alleinseins angewachsen war und heraus wollte.

Erst als sie miteinander das Wohnzimmer betraten,

dessen mit weißen Gardinen verhangene Fenster auf die Straße führten und das ganz in Sonne strahlte, ermannete sie sich und wies mit langem spitzem Finger auf den Teppich am Fußboden unter dem Käfig, in dem ein Kanarienvogel munter von Stange zu Stange hüpfte und offenbar nichts ahnte. Sein Bauer war übrigens so vor dem Fenster aufgehängt worden, daß das kleine Tier durch den „Spion“ die Straße zur rechten und linken Seite des Hauses übersehen konnte, wenn es wollte. Aber jetzt ergab sich keine Gelegenheit zu ruhigen Betrachtungen, denn Gabi sagte mit Vorwurf in der Stimme und sehr gewichtig, immer noch den Finger auf den Teppich gerichtet: „Er hat wieder gestreut!“

Sie sprach, nicht nur bei diesem Wort, sondern stets, wie alle Leute dieses Städtchens, das „St“ so hart und betont trocken aus, daß man an gefährliche Spitzen oder Nadeln denken mußte, es klang gereizt und zugleich melancholisch, was durch den singenden Tonfall hinzukam. Es klangen gleichsam Zugespitztheiten in Gemeinschaft mit Neue auf.

Richtig, da lagen die Hülsen der kleinen Körner auf dem Teppich und wohl auch einige unzerlegte Körnchen dabei, Narses, so hieß der Vogel, hüpfte unbeteiligt von Stange zu Stange, aber Gabi zeigte sich verstimmt und aufgebracht: „Das kommt davon, wenn du wieder und wieder zuviel Futter gibst und den Napf überfüllst, Alw. Ich habe es dir so und so oft gesagt: halbvoll und nicht mehr. Du solltest mir die Sachen überlassen, die ich durch meine Erfahrung und wohl auch durch meine Veranlagung besser verstehe.“

Alwine hörte nicht gern, daß die Schwester auf ihre besondere Veranlagung trumpsie, sie wollte sie damit

nur an ein Kompliment erinnern, das sie vor vielen Jahren einmal von einem Schiffskapitän erhalten hatte, der bei ihnen zuweilen seinen See nahm, einem Kapitän der Handelsmarine übrigens und keinesfalls der Kriegsmarine, was Gabi, wenn sie den Fall erzählte, jedesmal absichtlich verschwieg. Er hatte von ihren guten Anlagen gesprochen, die bestimmt eines Tages noch zur Entfaltung kommen würden, und dabei kräftig zugegriffen, so daß das Seegebäck verschwand. Da sah man es: Wer sagt nicht für Seegebäck aus Butterteig etwas Angenehmes? Jeder! Sie kannte die Menschen, während Gabi solche Dinge zu leicht hinnahm und ihnen zu viel Gewicht beimäß. Es war ein Wunder, daß es mit ihr gut hinausgegangen war, aber jetzt wollte Alwine nichts von Veranlagungen hören.

„Besser es streut, als es hungert, das kleine Tier“, meinte sie. „Mit der Schaufel und der Handeule ist das schnell wieder in Ordnung gebracht, aber du scheust dich vor der geringsten Arbeit, während ich von Laden zu Laden stürze, um das Nötigste herbeizuschaffen.“

Gabriele Breisitten richtete sich steil empor, so daß ihre graue Halbperücke ein wenig den Anschluß verlor und sich sträubte, soweit eine Perücke dies vermag. Ihr langes graubraunes Morgenkleid hob sich dabei etwas von den Hausschuhen, die verrieten, daß die Füße stattlich waren, obgleich man freilich bei einem Fuß in groben Hausschuhen nicht zu einem endgültigen Urteil gelangen kann. Ihr Gürtel rutschte über die Hüften nieder, er verlor, wie auch seine Herrin, seinen Halt, und die blaßblauen Auglein hinter der Hornbrille funkelten. Das fehlte ihr noch, daß Alwine ihre Morgen-spaziergänge als ein besonderes Dpfer hinstellte! Hier

mußte eingeschritten werden, bevor sich Schlimmeres entwickelte. Es war unabsehbar, wohin es führen konnte, wenn hier die Jüngere, die übrigens älter ansah und die sie morgens bereitwillig und großmütig ein wenig an die Luft ließ, damit sie Farbe bekäme, diesen Umstand als Verdienst anpries und auslegte.

„Ich will nicht auf die Uhr sehen, Alwine“, sagte sie streng und spürbar kalt, „aber daß du deine kleinen erfrischenden Wege, und dies noch dazu bei strahlendem Wetter, mir gegenüber als eine Leistung betonst, während ich verzichte und das Haus hüte, geht zu weit.“

Ogleich vermieden worden war, auf die Uhr zu sehen, wußte die Schwester doch, was sie geschlagen hatte. Sie merkte es auch daran, daß sie nicht mehr mit „Alw“ angedet wurde, sondern mit ihrem vollen Namen. Das war ein Sturmzeichen.

Da gab es nun kein Zurück. Man mußte den Kampf aufnehmen, wollte man nicht endgültig in eine benachteiligte Stellung, ja, in eine dauernde Unterdrückung geraten. Der Kampf kam ihr auch nicht ganz ungelogen, denn es hatte sich bei ihr in der vergangenen Woche allerlei angesammelt. Sie wählte den Angriff, von dem sie gehört hatte, daß er die beste Verteidigung sei, und stieß vor. Natürlich gab es jetzt auch kein „Gabi“ mehr als Anrede, sondern nur noch Gabriele. Auge um Auge, Zahn um Zahn.

„Ich stelle fest, Gabriele“, sagte sie kampfbereit, aber noch ungemein gesammelt und voller Würde, „daß du es in diesem Fall gewesen bist, die den Streit, der künftig vermieden werden sollte, begonnen hat.“

Das war sehr aufreizend für Gabriele, denn gewöhnlich ging der Streit in der Hauptsache darum, wer ihn

begonnen hätte. Alwine berührte mit ihrer Behauptung gewissermaßen das unbewußte Herz des Kampfgeistes und verletzete es. Es wäre viel vornehmer gewesen, einen Anlaß vorzuschieben, wie sie es mit dem Streuen des Kanarienvogels in ritterlicher Weise getan hatte. Sie war um so schmerzlicher berührt, als sie sich hierüber nicht völlig klar war und sich deshalb in das dunkle Bereich zweifelhafter Gesinnung gestoßen fühlte, wo doch taghelle Anlässe genug vorlagen. Diese Seelendämmerung reizte Gabriele gewaltig: „Das muß ich mir von dir sagen lassen, Alwine, ich von dir, die du doch genau im Bilde bist, was Anlaß zu einer kleinen Bemerkung gegeben hat, zu einer Bemerkung, die doch nun wirklich harmlos und keineswegs streitsüchtig vorgebracht worden ist. Narses hat gestreut! Wenn ich im Haus der eigenen Eltern keinen freundlichen Hinweis auf künftige Ordnung mehr machen darf, so ist eben eine von uns in diesem Hause zuviel.“

Dieses Argument war abgegriffen, die Drohung alt, sie machte keinen Eindruck auf Alwine.

„Streuen hin, streuen her“, sagte sie unangenehm kühl und überlegen, „das kann bei Kanarienvögeln vorkommen, sogar Stieglitze streuen mitunter, aber es gibt zweierlei Arten, davon Mitteilung zu machen, es gibt einen Ton, verstehst du, einen Ton! Mit dem Ton hast du angefangen. Wenn du durch den Spion geschaut hättest, so würdest du gesehen haben, wie friedlich gesinnt ich daher kam, nichts in meinen Gedanken, als eine Taube mit dir zu teilen. Und da überfällt mich nun, kaum daß ich das Haus betreten habe, dieser impertinente Tonsfall. Ich weiß sehr wohl, daß du die Ältere bist, was jeder sieht, und daß dir dafür vielleicht

das eine oder andere Vorrecht zustehen mag, auf das ich ganz gern Verzicht leiste, aber du mißbrauchst das Vorrecht. Wäre ich nicht deine Schwester, so würde ich von Tyrannei sprechen, aber ich bemühe mich bei der Wahrheit zu bleiben.“

Das „ich“ war zu stark betont.

„Das soll nun also wohl heißen, daß ich es mit der Wahrheit nicht genau nehme?! Doch, doch, das hast du auf deine versteckte Art angedeutet, die mir immer schon zuwider war und die niemand erträgt, der etwas auf sich hält. Dagegen bist du es gewesen, die schon als junges Mädchen die Türglocke mit einem Regenschirm angehalten hat, damit sie nicht klingelte, wenn du heimlich das Haus verlassen wolltest, ohne Erlaubnis, ich stelle das fest. Das war falsch und hinterhältig von dir, ein Betrug an den guten Eltern — nun, ich will sagen eine Verschleierung, denn ich bleibe gerecht. Wie, du schüttelst den Kopf?! Willst du damit etwas gegen die guten Eltern vorbringen, die die Erde deckt? Jetzt bist du erkannt. Ich halte nichts von Leuten, die etwas gegen ihre Eltern vorbringen, besonders wenn sie gestorben sind. Man kann sich in einem solchen Fall nur einfach abwenden.“

Aber sie tat es nicht, denn sie wollte noch einiges anbringen, erwartete jedoch, ein wenig atemlos, zuvor eine Entgegnung, um neue Anregungen zu erhalten. —

Die Mark hatte bald herausgebracht, daß dieser Streit nicht so gefährlich war, als er auftrat, sondern eine Beschäftigung. Ihre uralte und zugleich junge Seele, wunderbar bestimmt zu schauen und zu begreifen,

bedurfte nicht der Erfahrung, die für sie zurücklag, um die Bewegungen zwischen Dual und Vergnügen zu begreifen, derer das menschliche Herz bedarf, um täglich seinen Schlag zu vollbringen. Wohl wunderte es sie, daß hier, wo ihr alle Vorbedingungen für ein friedliches Dasein geschaffen und geboten schienen, die Sorge und der Unfriede herbeigerufen wurden. Sie entsann sich, einmal von einem Menschen gehört zu haben, daß er sich viele Sorgen mache, sie betrafen die Vergangenheit, die Gegenwart und sogar die Zukunft, obgleich grade bei ihr sehr schwer etwas Bestimmtes vorausgesetzt werden konnte. Ja, es verhielt sich so: die Menschen machten sich Sorgen, ähnlich wie Kinder sich eine Burg aus Sand machten, einen Schneemann oder einen Papierdrachen.

Da hatte sie nun gehofft, hier ein wenig zur Ruhe zu kommen, und mußte nun entdecken, daß sich überall unter Menschen das gleiche zutrug, nur die Verhältnisse oder der Rahmen wechselten. Hier erhob es sich machtvoll, laut und nach außen geworfen, dort leise, kraftlos oder nach innen brennend, hier schimmerte es farbig und allen wahrnehmbar, dort dämmerte es grau in der Einsamkeit, aber immer war es der gleiche Pendelschlag zwischen Hoffnung, Leid und Entzücken. Offenbar trieb die Menschen eine heimliche und sonderbare Sucht, etwas wie eine Bestimmung, sich nicht zu begnügen, sondern etwas Besseres und Vollkommeneres zu suchen und die irdischen Dinge neu nach ihrem Ermessen zu ordnen.

Es erschien oft fast so, als sei ihnen alles nicht genug, was die Erde bot, und als sei es ihr Schicksal, sich nicht und nimmermehr zufrieden zu geben, obgleich

für alle Raum war und alle ihr Dasein in Ruhe und Ordnung hätten fristen können.

Die Tiere beschieden sich, das war ganz deutlich; wenn sie gesättigt waren, kämpften sie nicht untereinander, sondern ruhten oder spielten, wie in einem Paradies. Das war den Menschen versagt, aber wonach strebten sie? Was war ihre Aufgabe über die zeitlichen und irdischen Pflichten und Rechte hinaus?

Die Mark fühlte unbestimmt, daß sich ihre Sendung, der Wissenswunsch des großen Geistes, wahrscheinlich gerade auf dieses heimliche Sehnsuchtsgebiet der menschlichen Seele beziehen mußte, denn er konnte doch unmöglich von ihr Botschaft oder Auskunft über den seligen und unseligen Wirrwarr fordern wollen, der überall rumorte, wie eine Horde kleiner Teufel in einer hallenden Blechbüchse. Darüber kam ihr erneut in den Sinn, daß ihr verboten worden war zu grübeln, und daß sie sich keine Gedanken machen sollte. Allmählich begriff sie, weshalb dies besser sei. Man drehte sich, genau wie die meisten Menschen, doch nur im Kreis herum, wenn man danach trachtete, die Welt mit dem Kopf in Ordnung zu bringen. Nein, mit dem Kopf allein ging es nicht. Es erging einem dabei wie einem Eichhörnchen in einer Tanztrommel: wenn es endlich nach aller Anstrengung erschöpft halt machte, war es genau wieder in der Lage, in der es seinen wilden Marsch begonnen hatte. Auch das schwingende und schnurrende Luftkarussell stand genau an der gleichen Stelle.

Nein, es mußte etwas ganz Anderes, viel Wichtigeres in der Welt der Menschen geben, das sie im irdischen Gewese so unruhig machte und dem sie, bewußt oder unbewußt, nachstrebten. Es trieb sie eine

heimliche, schwer erforschbare Aufgabe, die nicht mit dem Verstand zu lösen war und die die Ursache ihrer Unruhe sein mußte, eine Forderung, die sonderbarerweise auch diejenigen bedrängte, welche nichts von ihr erkannten oder nicht die Kraft besaßen sie zu erfüllen. — Der Rat des großen Geistes erschien ihr mehr und mehr als weise.

Sie hätte ihre Grübeleien vielleicht doch fortgesetzt, wenn nicht Alwine, nach ungemein aufgeregten Gängen durch das Wohnzimmer, jetzt in einer sehr imposanten Haltung vor ihrer Schwester haltgemacht hätte und viel Luft einfaugte.

„Ich habe“, rief sie und ihre Stimme stieg, „die Hausglocke mit dem Schirm angehalten, ich habe es getan, ich bekenne. Aber grade an deiner Einschätzung dieses Umstandes erkennt jeder, wie einseitig du alles beurtheilst. Ich habe es getan, um zu schonen, um die Meinen zu schonen, verstehst du das noch nachträglich? Nein, ich sehe, du willst nicht verstehen. Damals brauchte nicht ein jeder zu wissen, was ich vorhatte und welche Begegnungen mich lockten, Lockungen, denen du meines Wissens niemals ausgesetzt gewesen bist.“

Gabriele sprang aus dem Sessel empor, in den sie sich zuvor niedergelassen hatte, um anzudeuten, wie gefaßt sie war. Sie schrie, aufs tiefste verletzt und jetzt ganz aus der schönen gelassenen Haltung gebracht, mit der sie hatte wirken wollen: „Man wird wohl auch dich geschont haben! Die Leute haben mir immer eine reiche, ja blühende Phantasie nachgesagt, das weißt du selbst am besten, obgleich du es überall verschweigst, aber niemals könnte ich mir vorstellen, daß ein Mann dir

gegenüber auf etwas anderes verfallen wäre als auf Schonung. Gib es nur lieber gleich zu, die Stellung, in die du dich da jetzt gerückt hast, mager wie du bist, bestätigt, was ich gesagt habe, und du kannst jetzt auch von mir auf Schonung rechnen. Mager habe ich gesagt, gewiß. Es entspricht den Tatsachen."

In diesem Augenblick fing Narses an zu singen, weil ihn Geräusche anregten. Er nahm Anteil und schmetterte fröhlich. Es muß als ein glücklicher Einfall des kleinen Tiers bezeichnet werden, denn seine Stimme rief die Streitenden in die Gegenwart zurück und zur Besinnung auf. Alwine unterbrach ihren Sprung zum Ofen, neben dem die Handeule hing. Sie hatte schon häufig in Augenblicken höchster Bedrängnis Zuflucht zu diesem kleinen Handbesen genommen, und es muß gesagt sein, daß sie auch schon einmal Gebrauch von ihm gemacht hatte, wenn sie auch mit der Borstenseite und nicht mit dem Holzrücken zugeschlagen hatte, aber auch Borsten können verletzen. Es war verständlich, denn die Schwester ging in Augenblicken gesteigerter Gereiztheit wirklich sehr weit und verwundete teuflisch und an den gefährdetsten Stellen der Seele, zumal ihr eine umfassende Redegabe zu Gebote stand und sie die Pfeile ihrer Bosheit auf eine Art zuspitzen konnte, auf die nicht leicht ein anderer verfiel.

Aber jetzt besann sich Alwine doch, mochte es der Gesang des Vogels gewesen sein oder ihr bedrängtes, leicht versagendes Herz, die Anlaß gaben, kurz, sie hielt in ihrem Vorhaben rechtzeitig inne und fand Raum und Atem zu Überlegung. Da sie viel las, hatte sie unter anderem davon Kenntnis genommen, daß alle großen Eroberer der Weltgeschichte die Gewalt höher ein-

schätzten als die Moral, und daß ihre Kraft darauf beruhte, daß sie ihre Bedenken eine Weile beiseite schoben. Sie sah sich, immer noch sehr blaß und zitternd, wieder nach der Handeule um. Jedoch kam ihr in diesem Augenblick Pfarrer Seltenweit in den Sinn, so daß sie sich zu beherrschen vermochte und Tränen an Stelle der Gewalttat traten.

Es war besser so, wenn dieser Umschwung mit seiner Begleiterscheinung auch selten bei großen Eroberern festgestellt worden ist. Sie sank laut vor sich hinweinend auf einen alten Sessel, der seine Verpflichtungen mit Anarren bestätigte, und grämte und plagte sich auf dem Gedankenweg, der von Alexander dem Großen bis zu Pastor Seltenweit führte. Darüber geriet sie in die Finsternis des uralten Konflikts, der die Menschenseele wieder und wieder zwischen Gewalt und Gewissen bedrängt.

Diese Art von Erschütterung und jäher Einkehr zu Besinnung war ihr ganz neu, sie entdeckte diese Anlage ihrer Natur zum erstenmal mit Bewußtsein und erstaunte so heftig, daß ihr letzter Groll verslog, ungeachtet dessen, daß die Tränen schon ein gut Teil davon hinweggespült hatten. Sie sah sich mit geröteten Augen verstört im Raum um, als suchte sie etwas oder jemanden, und der Schwester erging es ähnlich, sie blickte gradezu gerührt auf die Weinende, und ihr war zumute, als habe sie ihr Unrecht getan.

Sie sann auf Versöhnung, aber es galt zu bedenken, daß man sich doch auf keinen Fall hierbei etwas vergeben durfte, denn wenn ihre nun einmal erwiesene Autorität erneut ins Wanken geriet, so war nicht abzusehen, welche Folgen daraus entstünden. Zum Glück

kam ihr in den Sinn, daß es immer der Klügere ist, der nachgibt, und ihr belastetes Herz pochte erleichtert genug, ihr Grimm war soweit erloschen, daß sie solche Art Klugheit, wie das Sprichwort sie empfahl, mit Aufrichtigkeit gutheißen konnte.

„Alw“, rief sie, „beruhige dich, Liebling, ich habe vergessen, was du gesagt hast, und nun vergiß du es auch und denk an die gute Taube und wie friedlich und schön unser Leben sein könnte, wenn du das nächste Mal achtgibst, daß der Vogel nicht streut.“

Alwine sprang auf, als sie die Schlußworte des letzten Satzes hörte, und ihre Tränen versiegten augenblicklich: „Daß Kanarienvögel mitunter streuen, kannst du mir unmöglich zum Vorwurf machen! Es kommt auch vor, wenn der Futternapf nur zur Hälfte gefüllt ist, das hast du genau im Kopf gehabt, als du mich, die ich so friedlich, wie du es dir eben gewünscht hast, unser Haus betrat, mit deinem impertinenten Ton angefallen hast. Du hast überhaupt nur deshalb nachgegeben, weil du glaubst die Klügere zu sein, das hast du mir oft genug gesteckt, nachträglich, auf Spaziergängen oder beim Gottesdienst, einmal sogar während des Essens. Aber das ist nur ein Vorwand, um dein bedrücktes Gewissen in ein gutes Licht zu stellen und Vorwände für einen neuen Überfall zu finden, von dem du genau weißt, daß mein Herz ihn nicht erträgt. Wenn du glaubst, daß ich unter deinen Angriffen zusammengebrochen bin, so irrst du gewaltig, nur mein Herz hat mir einen Streich gespielt, und du weißt genau, daß du mich an ihm in die Grube zerrst, das ist dein Charakter. Ein bißchen gestreut hat der Vogel, und du gehst bis zum Mord vor!“

Gabriele zeigte sich keinesfalls willens, diese erneuten Vorwürfe stillschweigend hinzunehmen, aber die Schwester hatte noch nicht geendet, so daß sie jetzt beide zu gleicher Zeit sprachen, lauter und heftiger noch als zuvor, da sie die Hoffnung hegten, sich trotz der anderen, der unerwünschten Stimme Gehör zu verschaffen. Narses, aufs neue angeregt, setzte wieder zu seinem Gesang an und stieg über helles Geschmetter und zarte Triller zu feinen, langgezogenen Flöttönen empor, ähnlich wie die Nachtigall.

Jedoch nach einer Stunde flaute der Streit ab, man schien müde und hungrig geworden zu sein, und die Wünsche des Körpers forderten gebieterisch ihre Rechte. Alwine stürzte mitten in einem hohen Aufschwung, den Gabriele genommen hatte und der wahrscheinlich zu einem entscheidenden Triumph geführt hätte, mit ihrem Marktneß in die Küche, grade in diesem Augenblick eilte sie davon und knallte die Thür hinter sich zu. Die Schwester sprach im Wohnzimmer noch eine Weile weiter, aber jetzt leiser, mehr für sich selbst und zur eigenen Beruhigung. Später holte sie dann, noch zitternd vor Erregung, die Handeule und Schaufel und begann die Körnchen und Schalen aufzufegen, die der Vogel auf den Teppich gestreut hatte.

Nach einem erbitterten Laubenessen, bei welchem jede der alten Damen der anderen die größeren Bissen zuschob, nicht weil sie sie ihr gönnte, sondern weil sie damit andeuten wollte, daß eine entsprechende selbstsüchtige Forderung vorlag, erlebte die Mark am Abend eine ergreifende Versöhnung. Gabriele und Alwine überboten sich für eine Weile von ihren Betten aus, beim stillen Schein der Kerzen, in Selbstanlagen,

so daß sie sich nach kurzer Zeit gegenseitig trösten mußten. Es wurde nun aller guten Eigenschaften Erwähnung getan, so daß die Mark ein neues Bild vom Charakter der beiden Schwestern erhielt, das von fleißiger Betätigung im Hause, über Kindesliebe hinweg bis zur Gottesfürchtigkeit in allen Farben der bürgerlichen Tugenden aufstrahlte. Auch erwies sich, daß Alwine keinesfalls mager, sondern schlank war, und daß es beiden einst nicht an Bewerbern gefehlt hatte.

Darüber entschlummerten sie in dem altgeschmückten Raum, in dem es vielerlei Andenken auf den Kommoden, auf den Nachttischchen und an den Wänden gab und dessen Möbel aus Urzeiten stammten. Die Stille zog die Schlafenden in ein Bereich, das bis zum Anbruch des Tages von keinem Streit und keiner Tugend berührt wurde. Man hatte zuvor beschlossen, an einem der kommenden Tage den Zirkus zu besuchen, und das bedeutete auch für die Mark die Hoffnung auf neue Menschen und Erlebnisse.

Sechstes Kapitel

Isabell

Richtig zeigten sich schon am Tage darauf an den beiden Anschlagssäulen auf dem Markt und am Bahnhof des Städtchens, in den Vorhallen der Gasthöfe und in den Speisewirtschaften die Plakate des Zirkus Weber und versprachen der Einwohnerschaft Ungewöhnliches. Der Reichtum an dressierten und gezähmten wilden Tieren war groß, man erfuhr von einer Todesschaukel, die bisher nirgends in der Welt zur Schau gestellt worden war, und las darunter eine Aufzählung hoher und höchster Herrschaften, die sie mit Bewunderung in Augenschein genommen hatten. Zum Schluß fand sich ein Vermerk, daß Änderungen im Programm vorbehalten seien, das hatte seinen Grund darin, daß der Elefant Lohengrin, dessen Leistungen auf den Plakaten noch an der Spitze der Attraktionen prangten, vor einigen Wochen in der Hafenstadt gepfändet worden war.

Der zurückliegende Versuch, noch einmal eine große Stadt zu erobern, hatte sich für den Zirkus als aussichtslos erwiesen. Die neue Zeit, mit ihren rasenden Fortschritten auf dem Gebiet der Technik und ihrer Genügsamkeit des großen Publikums, das ein Sechstagerennen oder die oberflächlichen Darbietungen der Kinotheater den gediegenen künstlerischen Leistungen vorzog, nagte gewaltig am Lebensnerv des Unternehmens. Der Direktor Weber gab sich in derlei Er-

wägungen, in frühen Morgenstunden, mit voller Offenheit der Erkenntnis hin, daß seine Zeit vorüber sei und mit ihr der Glanz und die Fülle jener Kunst, deren Ursprung in der Antike lag. Nur in kleineren Städten, bei niedrigen Eintrittspreisen, ließ sich das Banner der Tradition noch erfolgreich hochhalten, es fanden Abende statt, an denen man wieder Mut schöpfte, aber nichts täuschte im Grunde über das Schicksal fort, das ihm und den Seinen bevorstand.

Man kämpfte auf verlorenem Posten, so sehr man sich bemühte, den Ansprüchen der Neuzeit gerecht zu werden und sich ihrem Geist anzupassen. Jedoch irgendwo gab es eine Grenze, die Würde und Ehre des Künstlers mußte gewahrt bleiben, zumal wenn die zugeständnisreichen Werbungen ohne Erfolg blieben.

Die Mark war in die Gemeinschaft der Menschen geraten, deren Wohl und Wehe vom Bestand und Erfolg des Zirkus abhing. Alwine Breisitten hatte, beweglich und umsichtig wie sie war, bereits einige Tage vor der ersten Aufführung Sorge für Eintrittskarten zu guten Plätzen getragen und zwei Billette nicht zu nah der Manege, in einer der ersten Reihen, erworben, deren Sitze gepolstert waren, wenigstens wurde es versprochen.

So hatte die Mark Unterkunft in der Kasse der Frau Direktor Weber gefunden, die sie aber noch am gleichen Tage mit vier anderen dem Clown Pirfel aushändigte, der Vorschuß verlangte, weil er Isabell, der jungen Kunstreiterin, ein Abendessen im Hotel Anker versprochen hatte. Jedoch Isabell aß gelassen, ruhig und viel, ohne daß ihr der tiefere Grund seiner Einladung verständlich zu werden schien. Er kannte diese

Haltung schon bei ihr und wunderte sich darüber, daß er den Versuch noch nicht aufgegeben hatte, sie zu ändern.

Er blieb die Zeche etwas verstimmt und enttäuscht gegen die Zusage freien Eintritts für den Wirt und seine Familie schuldig, so daß die Mark wieder auf die Stadtwiese hinausgelangte, auf der die grünen Wagen standen und der geräumige Zeltbau, aus Brettern und gewaltigen ergrauten und geflickten Leinenbahnen, in den blauen Sommerhimmel emporstieg. Hier eröffnete sich ihr eine ganz neue, farbige und belebte Welt.

Auf freiem Gefilde vor der Stadt war eine kleine Wagenburg entstanden, ähnlich wie die alten Germanen sie auf ihren Kriegszügen errichtet haben sollen. Zeltbahnen und Bretterzäune schlossen auch hier den Innenraum gegen die Blicke Neugieriger ab, damit niemand unbefugten Zutritt vor die Tierkäfige erlangte, die in der Pause gegen geringes Entgelt gezeigt wurden. So war eine hofartige Behausung gebildet worden, in der sich die Mitglieder des Ensembles, die Artisten und Tierpfleger bei gutem Wetter gern aufhielten, soweit sie nicht ihre Räume in den Wagen bevorzugten oder Gasthauszimmer, wenn die Einnahmen es erlaubten.

Der wirtschaftliche Bestand des Unternehmens ruhte auf rein demokratischer Grundlage, alle Einkünfte wurden nach Abzug der Spesen prozentual verteilt, unter der Voraussetzung, daß sie die Spesen überschritten. Burden, was in der Regel geschah, vor den Auführungen Eintrittskarten gegen Naturalien, Kleidungsstücke, Schuhe oder Zigaretten eingetauscht, so entstand Streit. Da aber alle wußten, daß ohnehin leicht Streit entstand, wenn auch aus Gründen höheren

Ehrgeiziges oder bedrängten Wirkungswillens, ließ man es hingehen. Man lebte, man wirkte und diente der Kunst. Direktor Weber betonte dies bei jeder Abrechnung und vertröstete bei spärlichem Gewinn seine Zugehörigen auf Tage, von denen alle ahnten, daß sie nicht kämen.

Kurz vor dem ersten Aufführungstag spielten im Vorraum der Pferdeställe Pirfel, Isabell, der Reiter der hohen Schule, Irbisch, und die „Hinterbeine des Zebras“ Karten. Man konnte sich den Namen dieses letzten Artisten schwer merken, und so hieß er schlecht hin nach seiner Betätigung, die er übrigens nur vorübergehend ausübte. Es gab unter den Attraktionen des Zirkus Weber ein künstliches Zebra mit echtem Fell, das eine der wirkungsvollsten Nummern des Programms darstellte.

Zwei Männer wurden in der Haut des Tieres so verborgen, daß sie sie ausfüllten und es wie ausgestopft wirkte. Dies fand auf eine Art statt, daß ihre Beine die Vorder- und Hinterbeine des Zebras darstellten, der erste von ihnen bediente zugleich den Kopf, der zweite den Schwanz. So entstand, zur Belustigung des gesamten Publikums und keinesfalls etwa nur der Jugend, ein ungemein bewegliches und scheinbar lebendiges Tiergebilde, das den Kopf nach Belieben drehen und wenden, die Augen auf- und zuklappen konnte und je nach der inneren Einstellung zu seiner Bändigerin zu wedeln oder auszuschlagen verstand.

Der Artist nun, der vorübergehend die Hinterbeine übernommen hatte, gehörte im Grunde einem besseren künstlerischen Stand an, jedoch die Partnerin seiner Sensationsnummer von ehemals war gestorben, und

er war auf der Suche nach einer neuen und gebildeten Gefährtin seiner akrobatischen Leistungen, die Aufsehen erregt hatten und überall sehr bewundert worden waren.

Er hatte ein Auge auf Isabell geworfen und sprach bei jeder Gelegenheit von den Aussichten, die sich ihr bei gemeinsamer Arbeit mit ihm eröffnen könnten. Da würde sie das Zelt und den Pferderücken mit den glitzernden Hallen der modernen Varietétheater und dem Parkett der nächtlichen Bars vertauschen und vor einem ganz anderen Publikum zur Geltung kommen, vom Verdienst ganz zu schweigen. Da habe man abends todsicher sein gutes Geld auf der Hand. Die Aussichten seien vorzüglich. Der Agent schreibe ihm beinahe täglich: Krawalowski, was tut ein Mann von Ihren Gaben in einem Zebra?!

Aber Isabell liebte ihren weichen, breiten und bewegten Pferderücken, sie liebte Artur, den gefleckten Wallach, den sie angezahlt hatte und der ihr schon zur Hälfte gehörte, den grell beleuchteten Kreis der Menschenköpfe, der sie Abend für Abend umgab, wenn sie bei einer Musik wie sonst nirgends in der Welt, im Rausch von hohem Vermögen und Triumph, endlich aus dem Rundflug zwischen Schweben und Tanzen schwer und glücklich mit dem ausbrechenden Beifall auf Arturs Rücken niederklatschte und weich gestoßen den letzten Trab machte. Bis sie von seinem glatten Rücken glitt und sich im hellsten Mittelpunkt der Manege, unter den Bogenlampen, nach allen Seiten hin in dem hellen Gepolter der Zustimmung verneigte. Da sah man, wieviel natürliche Grazie sie über ihre Kunst hinaus an den Tag zu legen vermochte. —

Sie spielte Trumpf, die Zigarette im Mundwinkel.

Es war eine schöne Sommernacht, man sah durch die weitgeöffnete Thür der Stallung draußen den Mondschein auf der Wiese liegen, die sanft glitzerte. Es roch nach den Tieren, und ab und zu schnaubte ein Pferd. Die Riesenschlange schlief. Alle vermißten, ohne daß viel darüber gesprochen wurde, den Elefanten Lohengrin, der mit jedem von ihnen befreundet gewesen war und den alle geliebt hatten, weil Isabell ihn liebte.

Man muß erlebt haben, was es bedeutet, mit einem Elefanten auf gutem Fuß zu stehen, das Vertrauen und Wohlwollen dieses Gewaltigen hatte die Seelen gestärkt, und es gab nicht wenige, die ihren Kummer in trüben Stunden an seinem Rüssel ausgeweint hatten. Er verstand die Menschen, mit denen er lebte, erforschte ihren Willen und ihre Wünsche, war ohne Arg und tröstete die Bedrängten durch seine große Kraft, die er nicht mißbrauchte. Man vermißte seine schweren Körpergeräusche, sein Ansehen, die freundliche Überraschung, die er einem hin und wieder dadurch bereitete, daß unvermutet sein Rüssel nach einem Leckerbissen forschte, oder einfach nur fromm und zärtlich nach einer Berührung tastete, die Zugehörigkeit und Gemeinschaft kundtat. Da kam ein dunkler und liebevoller Gruß aus einer ganz anderen Welt, in der es keine Zwiespälte und keinen Hader zu geben schien, die Geduld einer urtümlichen Einheit brach wie ein Lebensschein aus dem verlorenen Paradies hervor.

Sonderbar, sie sprachen wenig über Lohengrin, weil Isabell es nicht tat. Ein jeder glaubte ihn so sehr geliebt zu haben, daß er gewissermaßen die Liebe der anderen ein wenig verachtete, als habe er und nur er allein den Großmütigen recht gewürdigt, oder vielleicht

auch Isabells Neigung für ihn oder die seine zu ihr, oder gar die eigene Neigung zu Isabell.

Das alles vermischte sich ein wenig in den Seelen. Man beneidete den Tierpfleger Olmenschaft, der vom zoologischen Garten der Hafenstadt mit übernommen worden war und der bei dem Elefanten hatte bleiben dürfen. Zuweilen glaubten sie im Traum seine Kette rasseln zu hören, oder sie vernahmen die reibenden Geräusche seines grauen Hautpanzers am Holz der Balken. Jedenfalls wußten sie, daß es Isabell so erging.

Die Spielkarten, die nur noch von denen voneinander unterschieden werden konnten, denen sie gehörten, flatterten und klatschten auf die dritte Stufe der Treppe von Wagen vier. Ein grelles Stalllicht leuchtete und blendete, Isabell hatte einen bunten japanischen Mantel über ihren Arbeitskittel geworfen, ihre Beine waren nackt bis an die Mitte der Schenkel, ihr Haar, hell und gelockt, verschattete freundlich das hübsche, etwas derbe, aber ungemein gutmütige Gesicht, das einen Einschlag jener Roheit bekommen konnte, die alles andere als Schlechtigkeit verrät.

Pirfel verlor, und die Mark wanderte zu Isabell. Die feine, nie endende Rauchwolke der Zigaretten erhob sich über den vieren und zog, sich gelinde auflösend und verflüchtigend, in die ruhige Sommernacht hinaus.

Der Meister der hohen Schule warf jetzt den Kartensack auf die Treppenstufe und erhob sich träge, anstatt zu mischen. Er müsse morgen auf „Piedestal“ durch die Stadt reiten und sei müde. Die Reklameritte im roten Frack seien ihm zuwider und eine rechte Entwürdigung. Ob sie das Pflaster in den meisten Straßen der Stadt beachtet hätten?

Man ließ ihn reden und gehen. Er war nicht beliebt, man empfand ihn als hochmütig und ärgerte sich oft darüber, daß das Ansehen, das er ohne Aufhör beanspruchte, in sehr erkennbarem Widerspruch zum Beifall stand, den er erntete. Natürlich gehörte „Hohe Schule“ zu einem guten Zirkus, aber es war deutlich, daß auch das Publikum bestenfalls diese Meinung hegte, sich aber wenig begeistert zeigte. Man klatschte zum Schluß doch nur aus Erleichterung oder um seinem Nachbar zu beweisen, daß man etwas von der Kunst des Reitens oder von Pferdedressur verstand, oder Tiere liebte, was noch hingehen mochte. Aber dieses Beifallsgeplätzer jedesmal zum Anlaß einer Zugabe zu machen, war ärgerlich bei Irbisch.

Außerdem behandelte er Isabell mit auffallender und gesuchter Kälte, ja gradezu von oben herab, ohne jemandem deutlich machen zu können, um welche Höhe es sich eigentlich handelte. Isabell ihrerseits schien die Hügelkette seiner Abwehr nicht zu bemerken und froh nicht eben in der Kälte, die von diesen Firnen niederbrach.

Pirfel sprach abfällig über den Reiter, verstimmt durch seinen Spielverlust und einen nach seiner Meinung völlig überflüssigen Blick Isabells auf Irbischs Reittiefel, den er wahrgenommen zu haben glaubte. Er blieb nur deshalb noch hocken, weil er wußte, daß Krawalowski auf seinen Abgang wartete, um mit Isabell allein zu sein. Er würde es womöglich noch zustande bringen, dem Zirkus die Kunstreiterin abspenstig zu machen. Zwar glaubte niemand recht an den Glanz seiner Aussichten, aber Isabell war die einzige im Ensemble, die Ersparnisse hatte. Sie war die Jüngste

und Schönste im Zirkus Weber, konnte wirklich etwas und wurde häufig eingeladen; wenn auch, das mußte man zugeben, kaum mehr als ein Abendessen für sie dabei heraussprang, so blieb man doch bei Kräften und sparte.

Kaum mehr als ein Abendessen? Pirkel sann. Wußte er es, oder wünschte er es? Es wurde ihm langsam mehr und mehr klar, daß er Isabell liebte, besonders abends, aber sie hielt nicht viel von ihm, das spürte man, obgleich sie selten sprach und niemals über ihn. Woran spürte man das also? Vielleicht daran, daß sie über seine Wiße nicht lachte, oder an ihrem Ernst, der oft anteillos wirkte, gradezu böse und schmerzlich. Aber dann sprang plötzlich eine Bemerkung auf, die erkennen ließ, daß sie alles andere als etwa unbeteiligt war, ganz im Gegentheil.

Sie hatte diese verborgene, geruhsame und bestimmt etwas phlegmatische Kühle, die der Deckmantel eines leidenschaftlichen Charakters sein konnte. Man empfand, daß das meiste von dem, was die anderen und wohl auch ihn selbst so Tage und Stunden hindurch bewegte, ihr nicht der Mühe wert erschien, um ernsthaft daran teilzunehmen. Aber dann hörte man wieder von ihr, daß sie aushalf, wo Not entstand, ohne besonderen Aufwand, einfach hilfsbereit.

Sicher würde es sich als schwierig, aufreibend und gefährlich herausstellen, wenn man sie wirklich lieben wollte. Aber so trug es sich nun einmal zu; die echte Liebe drängte häufig dorthin, wo man zugleich Gelegenheit und Aufgaben fand, sich zu bewähren.

Pirkel erschrak über seinen Gedankenweg und sah rasch und besorgt auf das Mädchen, das geruhsam die

Nacht anrauchte. Sie saß jetzt rittlings auf ihrem Stuhl, unbekümmert, als sei sie allein. Pirschel glühte auf. Das war sie wieder ganz: Diese geradezu herausfordernde Haltung der schön geschwungenen Schenkel und daneben die Strenge ihrer Ablehnung, wenn jemand eine Zweideutigkeit in ihrer Nähe wagte. Er schwakte drauflos und ließ sich planlos gehen, vielleicht trieb es ihn in ihre Nähe.

Krawalowski, der es nie über sich gebracht hatte, in Gegenwart eines männlichen Kollegen auch nur eine Silbe über seine künstlerischen Absichten oder gar über seine neuersonnenen Attraktionen auszusprechen, aus Angst vor Nachahmung oder Diebstahl, brannte darauf, endlich mit Isabell allein zu sein. Er war fest davon überzeugt, daß nichts anderes als seine Pläne, die ihr zugute kommen sollten, ihn an das Mädchen banden. Er war fünfunddreißig Jahre alt, und die Liebe lag hinter ihm. Was man noch so trieb oder zuließ, Künstler waren nach seiner Meinung immer stark gefragt und deshalb besonders gefährdet, berührte sein Herz nicht mehr. Er war zweimal verheiratet gewesen, besaß drei Kinder, die er vollständig vergessen hatte, und lebte ausschließlich seinem Beruf.

Da löste Isabell den Konflikt in den Seelen der beiden Männer durch einen Entschluß, den sie gelassen ausführte. Sie erhob sich, warf den Rest der Zigarette ins zertretene Gras und verschwand nach kurzem Gutenachtgruß in den Mondschleiern der Wiese zwischen dem Buschwerk, hinter dem die schwarze Mauer des Waldes dunkelte.

Sie hatte sich auf eine Art aufgemacht und entfernt, die keinen Einspruch duldete, am wenigsten die Auf-

forderung, eine Begleitung anzunehmen. Pirsfel drückte sich mißmutig in die Ställe, und Krawalowski erwog, ob sich noch ein Gang in den „Anker“ lohnte. Es war zehn Uhr, um elf wurden alle Lokale geschlossen, Geld hatte er nicht mehr, und wen traf man schließlich zur Nacht in den Bierställen dieser Hausbewohner? Er kroch in den Wagen, warf sich auf seine Pritsche und schlief sofort ein.

Derweil schritt Isabell auf den Waldrand zu. Sie atmete tief und besreit die warme, ein wenig feuchte Nachtluft ein und fühlte durch ihre Sandalen die Nässe des Grasses. Ein Kauz rief. Wenn sie sich umwandte, konnte sie in naher Ferne die Lichter der Stadt wahrnehmen, einen gedrängten kleinen Sternhimmel in einer sanften Mulde.

Den Feldweg herauf kam der Mann, den sie erwartete. Sie erkannte ihn sofort an seiner Gestalt und an seinem Schritt. Darauf hatte sie zu achten gelernt, weil er bei ihrer ersten Begegnung für ihr eigenes Dahinschreiten ein so schönes und beglückendes Wort gefunden hatte. Ja, sie sah ihn gern wieder und war bereitwillig zur verabredeten Stunde aufgebrochen.

Als sie sich am Waldrand begrüßten und auf einem Stoß gefällter Baumstämme niederließen, ging wieder der ruhige Hauch von Selbstverständlichkeit von diesem Mann aus, der sie schon überrascht und erfreut hatte, als sie im Eisenbahnzug mit ihm bekannt geworden war. Sie sagte es ihm mit einem Lächeln ohne Arg: „Man sollte denken, wir kennen uns schon lange.“

„Ja“, antwortete er freundlich und ohne ihrem Entgegenkommen, im Tonfall seiner Worte, Bedeutung beizumessen, „es ist auch so in einem schönen fernen

Sinn. Inzwischen habe ich auch im ‚Anker‘ die Menschen gesehen, mit denen du lebst, deinen Direktor, Pirsfel, Krawalowski und die anderen.“

„Diese Leute haben auch Ihre Bekanntschaft gemacht?“

„Nein. Ich habe sie nicht an mich herankommen lassen, sondern bin nur zu ihnen gegangen. Sie werden mich vergessen haben, was bedeute ich ihnen. Ich wollte sie nur sehen, weil du mit ihnen lebst.“

„Diese Menschen sind mir gleichgültig.“

„Ich weiß es, obgleich du ihnen nicht gleichgültig bist. Sie leben mit dir und von dir, ohne es zu wissen.“

„Sie würden auch ohne mich leben.“

„Ja, dadurch unterscheiden sie sich von mir.“

„Ist das wahr?“

„Ja, Isabell, es ist wahr. Als wir uns in der Eisenbahn trafen, die dich in unsere kleine Stadt gebracht hat, habe ich dich nicht zum erstenmal gesehen, ich kannte dich schon von der Hafenstadt her.“

„Sie haben mich auf dem Pferd gesehen?!“

„Ja.“

„Habe ich Ihnen gefallen?“

„Ja, sehr. Aber nicht nur weil du Kunstreiterin bist.“

„Was ist sonst viel an mir? Weiber gibt es genug. Sie sind ein vornehmer Herr, das ist bald zu merken, und nicht nur äußerlich. Ihnen steht die Welt offen, und Sie brauchen wahrscheinlich nirgends um Gunst zu bitten.“

„Vielleicht ist das richtig, aber mir ist nicht viel an der Gunst der Welt gelegen, in der ich lebe.“

„Was sind Sie eigentlich?“

„Ich bin Rechtsanwalt, Isabell, mein Beruf führt

mich zwischen den Hauptstädten und unserem Städtchen hin und her.“

„Lieben Sie Ihren Beruf?“

„Nein.“

„Ach . . . ja, das kommt vor, auch bei uns, das macht unruhig. Möchten Sie lieber etwas anderes tun?“

„Ja, Isabell, willst du es wissen?“

„Doch, sagen Sie es nur. Jetzt sitzen wir ja doch hier im Wald in der Nacht.“

„Das tun wir eigentlich alle und immer. Du wirst gesehen haben, Isabell, daß ich nicht mehr jung bin. Ich bin bald fünfzig Jahre alt.“

„Oh, ich würde sagen fünfunddreißig. Drehen Sie mal das Gesicht zum Mond.“ Sie half ein wenig mit der Hand und lächelte spärlich, als sei Zärtlichkeit schwer.

„Nun, vierzig vielleicht“, meinte sie dann. „Wahrscheinlich sind Sie melancholisch.“

„Nein, das scheint dir nur so, weil ich ernst bin. Die meisten Menschen sind so albern, daß ihnen schon der einfache Ernst wie eine Art Todesbereitschaft vorkommt.“

Isabell lachte, und ihr Begleiter nahm dies Lachen mit Beglücktheit an, er fing es geradezu auf und behielt es wie eine erfreuende Bestätigung. Der Ausdruck seines Gesichts war heiter und gütig.

„Also nicht melancholisch“, sagte sie immer noch lachend und sehr tief, beinahe rauh, „wahrscheinlich sind Sie reich — auch das noch . . .“

Jetzt lachte er. „Ja, auch das noch. Du weißt nicht, Isabell, was du mit diesen drei letzten Worten und ihrem Aufklang an den Himmel der Welt geschrieben

hast. Ich bin wohlhabend geworden, weil die Menschen den Streit brauchen.“

„Wirklich, manchmal scheint es so, auch bei uns. Und nun wollen Sie mit Ihrem Geld Isabell kaufen. Für eine Nacht, vielleicht auch für zwei.“

„Warum sagst du das, wenn du es nicht glaubst?“

„Nur so . . . es könnte ja doch so sein. Wollen nicht alle Männer zuletzt das gleiche von uns? Die Guten und die Schlechten, die Schönen und die Häßlichen — sie sagen es nur verschieden, oder sie verbergen es verschieden.“

„Hast du so viel Erfahrung?“

„Doch, sehr viel“, antwortete sie wichtig. „Das ist doch nur natürlich bei meinem Beruf. Oder . . .?“

„Es ist nicht nur in deinem Beruf natürlich, Isabell, aber ich glaube, du weißt genau, was du zuläßt und was du vermeidest. Wenn ein Weib liebt, wahrhaftig und von Herzen liebt, so wird ihr von dieser Stunde an die Welt wieder neu, wie am ersten Tag, und ihre Seele und ihr Leib erheben sich über Zeit und Tod und alles Vergangene in einer Jungfräulichkeit ohne Makel.“

„Oh —“ sagte Isabell. Und nach einer Pause rasch und mit verschleierter Stimme: „Sie wollten mir erzählen, was Sie lieber täten als einen Rechtsanwalt machen.“

Er lächelte über ihre Wendung, nicht weil er sie für ungeschickt hielt, sondern für ungemein zutreffend. Sicher stammte sie aus dem kleinen Zirkus, da „machte“ man oft, was sich ergab und was gerade erforderlich war, den Reiter oder den Stallknecht, den Schlangensbändiger oder Akrobaten, den Clown oder Kassierer.

Eine Weile durchflogen seine Gedanken das Mißgeschick der Menschen, die keinen Beruf ausübten, der ihren Wünschen oder ihren Anlagen entsprach.

Das Schweigen, das entstand, bedrängte ihn nicht, weil er fühlte, daß es Isabell nicht bedrängte. Sie gehörte zu den Wesen, die auch in einer ungewöhnlichen Lage und unter bewegten Empfindungen zu schweigen verstanden, als wüßten sie etwas von der fruchtbaren Gnade der Stille. Es ist einfach ihre Natur, dachte er, die Natur hat diese Stille.

Ja, Isabell wartete ruhig. Sie gab dem Sinnenden an ihrer Seite das ungewöhnliche Bild eines scheinbaren Doppelwesens. Sie trug immer noch ihren bunten Mantel über dem Arbeitskittel und den Trikothosen, die kaum bis zur Mitte der Schenkel reichten. Die Nacht war warm, und dem Mädchen schien ihr Aufzug nicht nur gleichgültig zu sein, sondern er war es ihr wirklich. Er gehörte so wenig in das Bereich ihrer Sorge, wie der wahrhaft Gebildete an sein Verhalten denkt. Und aus diesen Elementen ihrer Natur entstand das andere Bild, das nichts mit dieser halb-nackten Zirkusreiterin, mit der Komödiantin der Manege zu tun hatte, es war die innere Gestalt eines starken und guten Menschen.

Der etwas brutale Zug ihres unbestreitbar schönen Gesichts erfuhr im Licht der Nacht eine Milderung, die ihr den Ausdruck eines trotzigen Kindes verlieh. Die Schultern waren ungewöhnlich breit, auf den bunten Mantel fiel das aschfarbene Haar, das nicht geordnet war und in dem das Mondlicht zuweilen aufglänzte.

Nun begann ihr Nachbar: „Was ich tun möchte,

will ich dir sagen. Ich bin im vergangenen Jahr auf einem Dorf gewesen, in einer abgelegenen Landschaft, weil ich mich erholen mußte und nicht unter Menschen sollte. Da habe ich Steine vom Acker geholt und später die Saat ausgeworfen oder im Garten gejätet und gepflanzt. Es tut nicht mehr weh, daß man zur Erde gehört, wenn man Samenkörner in sie legt. Es läßt sich vielleicht noch vieles sagen, das mich beglückt hat, aber dies ist die Hauptsache. Das will ich also künftig tun . . .“

„Ja“, sagte Isabell.

„Du hast mich damals gefragt, was ich von dir wüßte und was ich von dir wollte. Ich weiß von dir, daß es auch dir weh tut, daß du zur Erde gehörst, und will von dir, daß du bei mir bist, wenn ich für den Rest meines Lebens versuchen möchte, das Leid in der Ordnung zu lindern, die die Erde zuläßt, ohne daß wir ihr Gesetz beugen oder unsere Kraft ins Willkürliche abschweifen lassen. Das ist alles.“

Isabell schwieg. Sie hatte den Kopf unter diesen Worten gesenkt, und um ihr Herz kreiste das noch ungewisse Gefühl, daß der Mann an ihrer Seite ihr eine hohe Ehre angetan, weil er ihr einen Blick in seine Seele eröffnet hatte. Und je mehr sie während seiner kurzen Rede dort sah und erkannte, um so stärker wuchs in ihr das Gefühl ihres eigenen Werts empor, so, wie sie niemals an ihn gedacht hatte und wie ihr bisher nichts von ihm bewußt geworden war. Sie erschrak darüber und sagte rasch: „Das sagen und wünschen Sie vielleicht nur, weil Sie besser von mir denken, als ich bin.“

Er nahm ihre Hand und drückte sie an sein Herz.

Sonderbar — nun, mochte er das tun, wenn er so wollte . . . Hatte sie es zuwege gebracht, ihn durch etwas zu beglücken? Sein Gesicht leuchtete in einem so schönen Ausdruck von Ergriffenheit, daß sie beschloß zu tun, was er wünschte, und sie sagte einfach: „Ihnen wollte ich wohl Vertrauen entgegenbringen.“

„So würdest du mein Weib werden und mit mir gehen und bei mir bleiben?“

„Doch“, sagte Isabell rauh, „ich würde . . .“

Siebtes Kapitel

Bimstein

Es haben wohl noch nicht viele Menschen darüber nachgedacht, wie sonderbar und vielgestaltig verschlungen die Wege einer Münze in der Welt sind, da diese Gebilde im Gegensatz zu den meisten anderen Gegenständen immer im lebendigen Bewegungsbereich des Menschen bleiben, ihn gewissermaßen, stets den Besitzer wechselnd, ständig begleiten und in fast alle Gebiete mitgenommen werden, die sein Interesse berührt.

Da gibt es noch heute Münzen aus der Zeit der alten griechischen Kultur, sie tragen Götterbilder oder die herrlich gestochenen und geprägten Sinnzeichen des hohen religiösen und geistigen Kults dieses Volkes. Sie weisen das betörende Bildnis Pallas Athenes auf und das des strahlenden Apoll, der auf ihrem Silberpfad von Asien über Griechenland bis zu uns gekommen ist. Dionysos, die Rausch-Lichter seiner unheiligen Erdmächte im Blick und Angesicht, ist auf ihnen zu finden und die Gule Athens. Der kämpfende Ajax hebt seinen Schild im Lauf, eine prachtvolle Kriegergestalt, nackt und blendend vor Stärke, oder ein dahinbrausendes Viergespann führt uns in die Gefilde und ans Meer von Syrakus.

Schon jahrtausendlang wandern sie unter den Menschen und ruhen auch heute nur scheinbar in den Samtbetten der Sammlerkästen, kaum ein Tag vergeht, an dem nicht ein Menschenauge auf ihnen ruht oder eine

Menschenhand sie mit ihrem Blut erwärmt, andächtig gehalten, als berge sie für eine Weile einen Bruchteil der alten Welt und zugleich ihre ganze Fülle. Auch sie sind vom ewigen Geist der höchsten Gesetze angehaucht, jedoch kein Schreiber braucht ihr Schicksal zu erzählen, sondern sie verkünden heilig stumm und göttlich beredt auf ihrer Wanderschaft die Menschlichkeit, die Freuden, das Leid und die Herrlichkeit eines versunkenen Volkes.

Aber wenn man sie fragen und wenn sie sprechen könnten, würden sie vielleicht eine tausendjährige Geschichte ihres Daseins und des Lebens der Menschen berichten, denn als Geld und Wert sind sie immer im Bereich und in der Gemeinschaft der menschlichen Leidenschaften gewesen, der Gier, des Ruhms, des Reichthums und der Liebe. Ihre Wege sind so mannigfaltig, daß keine Phantasie die Fülle ihrer Zeichen zu ermessen vermöchte, und sie hätten, wie kein anderes Gebilde von Menschenhand, den Wechsel und Bestand der Seele im Wandel der Zeiten erforschen können. —

Unsere Mark, mit neunundvierzig anderen Markstücken zu einer festen, unwickelten und gesiegelten Rolle gefügt, machte sich solche und ähnliche Gedanken in der Langeweile ihrer Gefangenschaft auf einer Handelsbank. Ein Kassierer, ein merkwürdiger Mann von so ausgesprochenem Pflichtbewußtsein, daß man sofort ein schlechtes Gewissen bekam, wenn man ihn beobachtete oder kennenlernte, hatte den Haufen eingegangener Markstücke dreimal durchzählt, zu einer Rolle geordnet und versiegelt.

Die Mark war in Gesellschaft mit ihren Gefährtinnen so ergiebig und aufmerksam, ja mit so ersichtlichem

Genuß durchgezählt worden, daß sie sich geradezu geschmeichelt fühlte und vorübergehend ein ungewohntes Gefühl für ihren Wert bekam. Aber die Art dieses Menschen gefiel ihr nicht, obgleich sie kein Recht dazu hatte, irgend etwas oder irgend jemanden einzuschätzen. Man tut es eben doch. Alle taten es.

Da zeigte sich wieder das Geheimnis, dem sie jetzt mehr und mehr nachforschte, dieser niemals ruhende Wunsch der menschlichen Seele, die Welt nach verborgenen Plänen neu zu ordnen, zu verbessern oder zu verschöneren. Manche kritisierten die Menschen nur, das war peinlich, andere dagegen sehnten sich tief und leidend nach einem reineren Licht, wieder andere kämpften mit dem Einsatz ihrer ganzen Kräfte und ihres Charakters um ein besseres und höheres Dasein für sich und andere. Aber was die Menschen drängte und antrieb, unabhängig von ihren Erfolgen oder Irrtümern, war im Grunde das gleiche, als sei ihnen über alles andere irdische Wirken hinaus die Aufgabe gestellt worden, sich selbst auf der Erde erst den rechten und entscheidenden Platz zwischen Tat und Gewissen zu erringen.

Dieser Bankbeamte nun zeigte sich ihr als das erste Menschengeschöpf, dem sie begegnete, bei dem offenbar dieser Drang zur Vervollkommnung der irdischen Angelegenheiten keine Rolle spielte. Er war offenkundig zufrieden und fand die Welt mit ihren Einrichtungen in Ordnung. Wahrscheinlich befand er sich also im Zustand eines dauernden und unbestürmbaren Glücks, sie beschäftigte sich viel mit ihm und beobachtete ihn genau.

Sein Posten mußte ungemein wichtig sein, jedenfalls nahm er ihn so und ließ es alle fühlen, die am Schalter

mit ihm zu tun bekamen. Zudem besaß er eine umfassende Menschenkenntnis, er nannte jedenfalls die Tatsache so, daß er fast alle Leute des Städtchens genau kannte.

Da mochte nun wohl ein Unterschied in den Begriffen vorliegen, aber er legte kein Gewicht darauf und dachte offenbar nicht darüber nach, und in einer gewissen Hinsicht grenzte seine Erfahrung auch wirklich an Menschenkenntnis. Nur beschränkte sie sich darauf, daß jedesmal, wenn er einen Fehler, einen Schaden oder eine Untugend bei einem hochgestellten oder einfachen Mann der Stadt festgestellt oder erfahren hatte, sein Wort fiel: Da sieht man es wieder einmal, ich kenne doch die Menschen besser als die meisten anderen Leute.

Er legte gewissermaßen die Charaktere, die in den engen Umkreis seines Daseins und Wirkens gerieten, auf die Hobelbank seiner Einschätzung und verarbeitete sie nach den Vorstellungen von gut und böse, wie sie sich ihm im Verkehr mit den großen und kleinen Kontoinhabern seiner Bank gebildet hatten, durch Arme oder Reiche, Emporgekommene oder Absinkende, kühne Spekulant, geringe Gauner und hochmütige oder bescheidene Redliche. Der Besitz, das Geld gaben ihm die Maßstäbe, und der Erfolg die Richtlinien für seine Registratur der Menschheit.

Darüber hinaus kannte oder beachtete er wenig, es störte oder verwirrte ihn, was sich außerhalb dieser Bereiche in der Gesellschaft vollzog. Die menschliche Seele in ihrer Farbigkeit und Vielgestalt war ihm vollständig gleichgültig, sie schien ihm lediglich dazu angetan, den Ablauf des irdischen Geschehens zu hem-

men, und er hatte längst vergessen, daß einst ihm selbst eine lebendige Seele zu eigen gewesen war. Dafür schätzte und achtete er über alle Maßen die Merkmale eines korrekten und genauen Ablaufs der Dinge und opferte sich ihrem Wohlstand mit Behagen. Hier walteten für ihn Ordnung und Gesetz, Richtigkeit und Wahrheit, Heimat und Glaube.

Wie er sich aus geringstem Stand emporgearbeitet hatte, das wußten die wenigsten, und er sagte es längst niemandem mehr, denn sein heutiger, angesehener Vertrauensposten ließ gottlob nicht ahnen, wie mühsam er den Weg bis zu dieser Höhe erklimmen hatte. Er sah sich zuweilen noch in seinen Träumen voller Qual und Demütigung, wie er als geringer Schreiber an einem kleinen Nebentischchen des städtischen Büros Akten registrieren mußte, ängstlich und devot, vorsichtig und von heimlichem Ehrgeiz zernagt.

Der Bürochef verwies ihm eines Tages mit Strenge, daß er sich alle halbe Stunde nach der Wanduhr umsähe, die hinter ihm hing, obgleich der große Herr es selbst bei jeder Gelegenheit tat, und auch er, wie alle in der muffigen Schreibstube, in der gähnenden Über-eilung ihrer Beschäftigungslosigkeit, sehnsüchtig auf den Schlag der Mittagsstunde wartete.

Aber da fand sich ein Mittelchen, den Anschein höchster Pflichttreue und selbstvergessener Arbeitshingabe in der Berufserfüllung zu wahren und zugleich die quälende Bier nach Erlösung zu befriedigen. Er hatte im Schubfach seines Tischchens ein Handspiegelchen so angebracht, daß es das Zifferblatt der Wanduhr hinter seinem Rücken auffing. Nun genügte ein unauffälliger Zug am Schubfach, ein rascher Blick

ohne Wendung des Kopfs, und er wußte, wie weit der träge Zeiger vorangeschlichen war.

Das hatte sich bis zu seiner ersten Beförderung drei Jahre lang so hingezogen, es erforderte sechs weitere im städtischen Amt, die endlich genügten, ihn zum Stadtschreiber zu erheben, und von dieser immerhin geachteten Stellung aus war es ihm gelungen, am abendlichen Skattisch das Vertrauen des Subdirektors Lotpsiff von der Handelsbank zu gewinnen. Gottlob wurde nicht hoch gespielt, denn es galt den Umworbenen gewinnen zu lassen, der Familienvater war und deshalb auch nicht immer darauf achtete, wer die Beche bezahlte.

Der Plan gelang, wenn sich auch erwies, daß man im Bankfach gewissermaßen wieder von der Pike auf dienen mußte. Jedoch seine Gewissenhaftigkeit fand Beachtung, und er hatte das Glück, daß nach Ablauf einiger Jahre einer der höheren Schalterbeamten beim Baden ertrank. Bei den Trauerfestlichkeiten wurde ihm vom Subdirektor Lotpsiff der Antrag gestellt, den Posten des so unglücklich ums Leben gekommenen Mannes vorläufig einmal aushilfsweise zu übernehmen.

Es glückte ihm über eigenes und aller Erwarten, dieser verantwortungsreichen Rolle gerecht zu werden, denn er hatte ein Jahr lang von seiner Schreibmaschine aus, beim Wechsellkopieren, alles aufs schärfste beobachtet, was sich am Schalter zutrug, und sich die Namen und Personen gemerkt, die dort täglich erschienen, von den Kassenboten an über die Handelsangestellten fort bis zu den Vertretern und Vertreterinnen der Privatkundschaft, die alle eine ganz besondere Art der Beachtung und der Bedienung forderten.

Was ihm half und ihn prächtig bestätigte, war vor

allem sein gebildetes Benehmen und die gewählte Ausdrucksweise, die er sich zu eigen gemacht hatte. So sagte er zum Beispiel selbst bei einem Kassenboten niemals: „Was gib't's“ oder „Was wollen Sie?“, sondern mit einem vertrauenerweckenden Lächeln, wohl ein wenig herablassend, aber nicht ohne die Zurückhaltung, die Amt und Stand ihm auferlegten: „Was führt Sie heute zu mir, Kellermann?“ Bei Kommerzienrat Lausam hörte man andere Wendungen: „Sie geben uns heute höchstselbst die Ehre, Herr Rat?“

Handelte es sich gar um wohlhabende Damen der besten Gesellschaft, die schon lange lebten, Papiere der Bank zu eigen hatten und selbst von ihren Zinsen noch erhebliche Beträge einsparten, so konnten seine Kollegen am Nebenschalter nicht ohne Beklommenheit oder Neid so gebildete Aussprüche vernehmen, wie etwa diesen: „Das verschönt mir den Tag und den ernststen Beruf, Gnädigste, ihnen dienen zu dürfen. Große Scheine gefällig oder kleinere? Vielleicht auch ein wenig Silbergeld, nach rechtem Maß abgezählt, so daß es das schmucke Handtäschchen nicht über Gebühr belastet?“

Man mußte dazu erleben, mit welcher Gebärde er das Geld aufzählte, auf Wunsch schichtete oder faltete und überreichte. Daraus sprach nicht nur neidlose Gönnerschaft, nein, es zeigten sich echte Besorgnis und hohe Achtung den Vorzügen des Besitzes gegenüber und den Berechtigungen des erwiesenen Anspruchs. Den Empfängern schwand der letzte Rest jener heimlichen Beengung, die empfindsame Seelen leicht vor einem Schalter befällt, angesichts des Geldes oder gar durch das leise pochende Gewissen, das anfragt, wieweit Gunst

und Bevorzugung des Besizes Gott gefällig sei, angesichts herrschender Armut in anderen Kreisen. —

Das Konto seiner Auslagen und Aufwendungen für Subdirektor Lotpsiff wies vierhundertachtzig Mark und dreißig Pfennige auf. Er hatte alles genau und sorgfältig notiert und errechnete nun mit Befriedigung in seiner einsamen Junggesellenbehausung, daß diese Investitionen im Vergleich zu seiner neuen Stellung und dem Gehalt, das ihm ausgezahlt wurde, eine angemessene Rolle spielten. Von jetzt ab freilich zog er sich langsam und möglichst unauffällig vom Spieltisch zurück, da die Karten für ihn niemals ein rechtes Vergnügen, sondern nur ein Mittel zu höherem Zweck bedeuteten hatten.

Sein Privatleben galt ihm, neben den Genüssen der Pflichtausübung und der amtlichen Tätigkeit am Schalter, wenig. Eigentlich langweilte er sich, sobald er allein war, ohne sich dessen recht bewußt zu werden. Sein beglückender Tag begann erst mit der Stunde, in der er das Bankgebäude betrat, seinen Schalterplatz ordnete und seine Dinge zum Gebrauch ausbreitete und zurechtlegte. Wenn die stählerne Thür seines Geldschrankes beim Öffnen seufzte und sich schwer und feierlich mit leisem Singen in den Angeln bewegte, so erging es seinen Sinnen ähnlich wie anderen Menschen, wenn sie am Morgen den Gesang der Lerche über den Saatsfeldern vernehmen.

Am tiefsten entzückten ihn die farbigen Geldsorten der Papierscheine und der Klang der Silbermünzen, er ließ solch einen Silberling oft ausschließlich zum Vergnügen auf der kleinen Marmorplatte tanzen und klingen, die zur Prüfung der Echtheit zwischen dem Löscher

und dem Telephon lag, das zum Direktionszimmer emporführte. Er prüfte jedesmal die Vorrichtungen der Alarmglocke und überzählte seine Geldpäckchen, bis sich der erste Kunde meldete.

Seine Pünktlichkeit war der Schrecken aller Beamten der Bank, und besonders die kleinen Angestellten, deren Vorgesetzter er nach Rang und Einkommen war, ängstigten sich bis zur Schlaflosigkeit. Der Portier am Eingangsportal grüßte ihn nur noch mit Erbitterung, weil er selbst einmal den Ruf großer Pünktlichkeit genossen hatte.

Man mußte gesehen haben, wie er zum Beispiel seinen Federhalter handhabte, oder die Bleistifte, die, wohlgeriht nach Härte und Länge, schnurgerade nebeneinander lagen und niemals aus ihrer Habeachtstellung gerieten, es sei denn, die geschäftige Hand würdigte sie durch Zugriff. Tipp, tipp machte er zuvor mit dem Spitzlein auf dem sauberen Formular. Ei, solch ein Stift erwies sich! Und die Fingerlein erst! Wie sie ihm gehorchten, welch wackere und nützliche Glieder.

Betrachtete ihn zuweilen lange und nachdenklich sein Kollege vom Nebenschalter aus durch das Drahtgeflecht der Trennungswand, so deutete er das Befremden oder die geplagte Neugier, die er in dessen Augen fand, als Neid und frohlockte. Seine Namensunterschrift, die jetzt, da er Kassierer geworden war, Gewicht erhalten hatte, erregte überall Bewunderung. Er hieß Anton Bimstein, und es wäre wohl kaum ein Mensch ausfindig zu machen gewesen, der diesen Namenszug nicht beinahe ohne hinzusehen hätte lesen können. Klar, bestimmt und deutlich, wie die Welt bei Sonnenschein, fügte sich Buchstabe an Buchstabe, und

das große B schlug gleich zu Anfang, nach einer kleinen Schleife, einen kühngeschwungenen Bogen unter den Raum, der vom Nest der Buchstaben ausgefüllt werden sollte, so daß dieser Nest in einer Schale ruhte, wie eine Perlschnur in einer Muschel.

Mit einer Gehaltsauszahlung am letzten Tag des schönen Sommermonats war die Mark in den Besitz des Herrn Bimstein übergegangen, der es liebte, sein Salär zum guten Teil in Silbergeld heimzubringen, und sie erlebte seine unscheinbare und peinlich geordnete Häuslichkeit, ein billiges Zimmerchen, das ihm eine Schneiderin in der Altstadt vermietete. Dort nahm er sein Frühstück und Abendessen ein, machte morgens lange und sorgfältig Toilette und berechnete zuweilen am Tischchen vor dem Fenster seine Ersparnisse, deren Zinsen und den monatlichen Verbrauch.

Das einzige Vergnügen, das er sich gönnte, bestand in abendlichen Spaziergängen im Gartenviertel der Stadt, wo er zuweilen ein teures und vornehmes Restaurant betrat und es nach einem suchenden Rundgang so auffällig und langsam als irgend möglich wieder verließ. Zudem besaß er noch eine Zither, auf der er zuweilen vor dem Schlafengehen ein Liedchen improvisierte zu der Flasche Bier, die er sich zum Tages- schluß gönnte.

Die „holde Weiblichkeit“, wie er sich auszudrücken liebte, machte keinen ersichtlichen Eindruck auf ihn, er betrachtete die Mädchen und Frauen, die sein Lebens- gebiet streiften, wie leicht anregende, freundlich-fremde Gegenstände, von denen er zu wissen glaubte, daß man sie mit Vorsicht und Nachsicht behandeln mußte, vor allem mit Vorsicht. Freilich, einige standen in dem Ruf

vermögend zu sein, er hatte den Gedanken, sich eines Tages in dieser Richtung eine geeignete Lebensgefährtin zu wählen, zuweilen erwogen, aber da er sich mit seinen vierzig Jahren für einen schönen und begehrenswerten Mann hielt, der das in der Welt am meisten liebte, was er seine Freiheit nannte, ließ er sich Zeit und genoß seine Aussichten ohne Bedrängnis.

Was seine Erscheinung betraf, konnte niemand bestreiten, daß man auf den ersten Blick einen guten Eindruck bekam, wenn man ihn etwa auf der Straße dahinspazieren oder am Schalter wirken sah. Er trug sich einfach und gediegen. Der Mund, der in dem langen, farblosen Gesicht keine Rolle spielte, da er sich ausdruckslos zwischen Nase und Kinn aufhielt, als ginge es auch ohne ihn, wurde von manchen als schmuck und anziehend bezeichnet. Die etwas abstehenden Ohren verliehen seinem ganzen Gehabe den Anschein von besonderer Aufmerksamkeit, sie machten den Eindruck, als beschäftigte er sich ohne Unterbrechung mit Zuhören und Beachten, und als ließe er sich ungern ein Geräusch entgehen. Die grauen Augen wiesen jene Stete und Untiefe auf, die Enthaltbarkeit Leuten verleiht, welche die Annehmlichkeiten des Daseins unabhängig von den Leidenschaften des Herzens suchen und finden.

Aber je länger die Mark ihn kannte und beachtete, um so deutlicher wurde ihr, daß es im Innenleben dieses Menschen noch etwas anderes gab, ein geheimes Begehren, ein Verlangen, das eine fieberhafte und doch kalte Gier in dieser Seele wachhielt. Da war nun am Morgen eine junge und vornehme Frau, eine Fremde offenbar, am Schalter erschienen, den aufreizenden

Hauch von französischem Parfüm und von Benzin in Seide und Leder ihres Kostüms, das ihr einen Platz zwischen Sportlerin und großer Kurtisane zuerteilte, den galonierten Chauffeur oder Diener in respektvollem Abstand hinter sich.

Das mochte hingehen als ein Erlebnis ohne Einschüchterung, war man doch längst ein Mann von Welt, aber was geschah mit der Geldsumme, die sie bei ihm abhob?!

Eben hatte er den Geldbetrag ordnungsgemäß entnommen und nachgezählt, er ergriff die hohen Scheine, um sie der Begünstigten auf der Marmorplatte vorzuführen, als sie ihm den Packen aus der Hand nahm, ihn zusammenknüllte wie gebrauchtes Papier und ihn achtlos in die Seitentasche ihres Lederrocks schob.

„Wird schon stimmen“, sagte sie.

Seine erschrockene Verbeugung ging ins Leere; oder hatte sie doch eine Wirkung, sie und der entsetzte Ausdruck seines Gesichts? Rief sie das impertinente Lächeln in den Zügen des Lakaien hervor, der nun seiner jungen Herrin folgte und ihr die Schwungtür des Ausgangs aufriß?

Ungezählt und achtlos das viele Geld in die offene Seitentasche eines Überrocks! Bimstein kam den Tag und die halbe Nacht hindurch nicht zur Ruhe und begriff nur dunkel, was ihn so tief beleidigte und quälte. Kam der Wunsch hinzu, nur ein einziges Mal an der anderen Seite des Schalters erscheinen zu dürfen, den Wert, den hohen Wert einzuschieben, als sei er nichts, und einen Beamten mit Erschütterung zurückzulassen, einen Beamten wie ihn, Anton Bimstein, der diesem Wert

wie ein Sklave diene und ihm das Opfer seines ganzen tätigen Lebens brachte?

Nein, so weit führten seine Gedanken nicht, so weit entwürdigte er sein rechtliches, genau bestimmtes und von Pflicht erfülltes Dasein nicht, vielmehr machten sie halt bei einem Bild und versanken darin. Er mußte ein ähnliches einmal in einem vornehmen Modejournal gesehen und betrachtet haben: Die in hoher Sonne erstrahrende Promenade eines Seebades und zwischen der Brandung und dem Prunk der Grandhotels eine Schar halbnackter Mädchen und Frauen in lodernd bunten Badekostümen, lachend und scherzend, bezaubernd erbötig zur Spende aller irdischen Seligkeit, der Welt dargeboten wie Glücksgeschenke eines übermütig verschwendenden südlichen Himmels.

Gottlob, Bild und Traum verschwanden gemach. Jedoch entschloß Bimstein sich am nächsten Abend dazu, auswärts zu speisen, und fand nach langem Erwägen das ihm geeignet scheinende Lokal, nachdem er das beste und teuerste, nach anfänglichem Entschluß, verworfen hatte. Er wechselte, als er die Zeche zahlte, einen hohen Geldschein und schob, nach einem beträchtlichen Trinkgeld, das den Kellner in Verwunderung versetzte, den Rest des Geldes in die Seitentasche seines Rocks, Papier und Silber.

Unterwegs fiel ihm, verstimmend und verdrießlich, ein, daß er vergessen hatte, das Geld ungezählt einzustecken, mißtrauisch und genau hatte er es zuvor überprüft, und das Gesicht des Kellners drückte nach seiner großmütigen Spende weder Dank noch Freude aus, sondern eher etwas wie Spott. Atemlos und zerfallen mit der Welt langte er böse in seiner Behausung an,

die Hand krampfhaft auf die Tasche gepreßt, in der er sein Geld geborgen hatte.

Nun, das war eine Belehrung und Warnung gewesen, man wußte im Grunde doch, woran man war, was man hatte und sein eigen nannte. Und doch ging seit jenen Tagen eine kaum merkbare Veränderung in der Seele Bimsteins vor sich, eine Wandlung, über die er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte. Er trachtete auch nicht danach, sondern ergab sich vielmehr mit erneutem Aufwand und gesteigerter Hingabe seinen Tagespflichten und den kleinen, beglückenden Obliegenheiten, die sie mit sich brachten.

Aber des Nachts zuweilen saß er jetzt versunken über Formularen und Berechnungen, die Zither schwieg, das Bier verschwand rasch und wurde durch eine zweite Flasche ersetzt, die er mit Anflügen von Erlöserhoffnung und Kämpferwahnsinn aus der Speisekammer seiner Mietwirthin holte. Zuletzt erstarrte er und sah lange, still und wie tot die Wand an.

Zum erstenmal in seinem Bankeleben durchschritt er nun morgens die Nebentür für das Beamtenpersonal erst, als die acht Schläge der Stadtkirchenglocke ausgeklungen waren.

Es erschien so, als kündeten sich entscheidende Stunden seines Lebens an, und der Mark, die immer noch die Begleiterin seiner Erlebnisse war, wurde langsam mehr und mehr deutlich, daß der Lebenshauch des großen Geistes, der sie beseelte, eine geheimnisvolle Wirkung mit sich brachte, die von ihr ausging, die sie ausstrahlte wie einen Antrieb zu Besinnung oder zu Entscheidungen, ähnlich, wie die Sonne einen Einfluß auf den Zustand der Gemüther ausübte, oder die Kraftströme

eines gewaltigen fernen Sterns in die Bildung des menschlichen Schicksals eingriffen.

Es verhielt sich in der That so, und wenn sie zu jenen Stunden, als der große Geist in Gestalt eines Bettelkinds die Erde besucht hatte, schon im Bewußtseinskleid ihres Seelendaseins gewesen wäre, so würde sie sich vielleicht der Wirkung erinnert haben, die von den Augen dieses Kindes auf den inneren Zustand der Menschen ausgegangen war, die hineingesehen hatten und vom Leuchten ihrer Weite betroffen worden waren.

Aber es ging nicht eigentlich um das sogenannte Gute bei dem, was von dieser geheimnisvollen Macht ausgelöst wurde, sondern nur um das Wesenhafte, das verborgen in den Seelen plante, und das von der Gewöhnlichkeit des Alltags unterdrückt wurde. Es war der Kleinen Wanderin zwischen den Geschicken der Menschen längst erkennbar geworden, daß nur die wahrhaft guten Menschen in der Lage waren, etwas Gutes zu tun. Schien die Sonne noch so strahlend und warm, so trugen deshalb die Brennesseln keine Rosen, und die Giftschlangen dachten nicht daran, wie Lämmer auf die Weide zu gehen.

Ja, das war es, es erwies sich unter dem Strahlenbann dieser aus fernen Welten einbrechenden Kraft des großen Geistes das geheimnisvolle Gesetz, nach dem ein Wesen sein Dasein begonnen hatte und vollenden mußte. Diese Kraft verflüchtigte oder zerstörte die Schleier und den Schein, unter denen die Seelen sich in der Fremde der Erdverhältnisse zu behaupten trachteten. Es entstand eine gefährliche Fragwürdigkeit bei denen, die noch zu fragen verstanden, und eine traurig-schöne Urr Erinnerung bei anderen, die noch nicht ganz

vergessen hatten, daß die Erde ein ziemlich kurzer Aufenthaltort für sie war. Ja, auch mit dem Tode hatte dies ferne Licht zu schaffen, aber man brachte nicht leicht heraus, inwiefern. —

Mein Gott, nun befand sie sich schon wieder mitten in Gedanken und Betrachtungen! Da half kein Verbot, dieser Drang mußte sich untrennbar mit einer lebendigen Seele verbinden, und nun hatte sie einmal eine, zum Kuckuck. —

So sehr sie sich nun wünschte, das Leben Herrn Bimsteins noch eine Weile verfolgen und beachten zu können, begab es sich leider kurz darauf, daß sie wieder auf Wanderschaft mußte, und es trieb sie tagelang von Tasche zu Tasche in der Stadt umher, vom Markt in die Wirtschaften, und einmal kam sie sogar zu einem Buchhändler.

Sie sah für kurz die Gemüseverkäuferin Klosterbruch wieder, lernte Pastor Seltenweit kennen und gelangte schließlich in den Besitz der Frau Konsistorialrat Alleswert, als diese strenge und gerechte Dame mit ihrer Köchin abrechnete. Diese angesehene Bürgerin der Stadt, die verwitwet war und mit ihrer Gesellschafterin und der Köchin eine sehr gut eingerichtete Etage in der Villenvorstadt bewohnte, und die Argentinien kannte, ließ sich nach dem Mittagessen von dem jungen Mädchen aus der Zeitung vorlesen. So geschah es, daß die Mark eines Tages einen heftigen Gefühlsausbruch der sonst sehr gehaltenen und besonnenen Dame erleben mußte.

„Wie?!“ rief sie aus, sprang auf und riß der Erschrockenen das Zeitungsblatt aus der Hand, was sie sonst nicht zu tun pflegte, sie nahm es ihr nur mitunter

etwas rasch fort. „Was haben Sie gelesen? Unmöglich. Vollständig unmöglich! Unser Kassierer Bimstein soll unter die Defraudanten gegangen sein?! Niemals. Ich werde es nicht glauben, haben Sie mich verstanden? Verbreiten Sie es überall, besonders im Hause, daß ich es niemals glauben werde. Dieser überaus redliche, haargenaue und höfliche Mensch sollte mit hunderttausend Mark unterschlagenen Bankgeldes, und noch dazu einem Teil in Gold, an der Grenze verhaftet worden sein, mit einer Fahrkarte nach Nizza? Was will denn ein Mann mit so viel Pflichtbewußtsein in Nizza? Unmöglich! Gottes Wege sind unerforschlich! Und noch dazu erfährt man sie erst durch die Zeitung, so daß die Leute jetzt alles wissen und man niemandem Mitteilung davon machen kann!“

Das kleine Fräulein aus gutem Hause versuchte einen Einwand, der die Aufgabe hatte zu beruhigen. Beschwichtigen durfte sie, obgleich sie nur für Konversation und Vorlesen engagiert worden war.

„Nein, nein“, rief die erregte Dame, die nicht hingehört hatte und jetzt das Zimmer mit so großen Schritten durchmaß, als wünschte sie in der Welt nichts anderes mehr, als anzukommen, „diese entsetzliche Geschichte muß sich jetzt zutragen, nachdem wir vor wenig Wochen erlebt haben, daß unser guter Rechtsanwalt, dieser geachtete und sogar reiche Mann, sich an eine — soll ich es sagen? — an eine Zirkusreiterin fortgeworfen hat. — Wußten Sie es?“

„Doch“, antwortete das kleine blasse Fräulein still, „Frau Konsistorialrat geruhten einige Tage lang mit mir darüber zu sprechen.“

„Wie? — Nun ja. — Eigentlich sollten Sie es

nicht wissen, denn ich habe die Verantwortung für Sie übernommen. Ein verlorener Mann! Und er hätte die besten Partien in unserer Stadt machen können, von der Hauptstadt gar nicht zu reden. Die vornehmsten Familien öffneten ihm ihre Häuser, und auch ich habe ihm meinen Salon nicht verschlossen. — Ich verstehe die Welt nicht mehr! Nein, ich verstehe sie nicht mehr!“

Da fragte das kleine Fräulein, die den Rechtsanwält gekannt hatte, mit einer etwas müden, aber klaren Entschlossenheit: „Haben gnädige Frau denn die Welt zuvor verstanden?“

Achtes Kapitel

Der Satz

Frau Konsistorialrat Alleswert erwachte am anderen Morgen gegen neun Uhr nach einer unruhig verbrachten Nacht. Es war ihr beim Schlafengehen ganz plötzlich in den Sinn gekommen, daß die Frage des Fräulein Lotte Stein, ihrer Gesellschafterin, vielleicht eigentlich doch nicht nur eine Frage gewesen sei: „Haben gnädige Frau denn die Welt zuvor verstanden?“

Dem einfachen Sinn nach konnte es natürlich eine arglose Frage gewesen sein wie jede andere, und nichts als das. Es konnte etwa noch eine Aussage darin verborgen liegen, wie etwa diese: Mir selbst ist die Welt auch vorher unverständlich gewesen, wie erging es Ihnen in dieser Hinsicht? Haben nicht auch Frau Konsistorialrat vielleicht schon früher Zweifel am Gang der Welt gehegt?

Ja, das konnte diese Frage bedeutet haben, und wahrscheinlich hatte sie es auch. Wie sollte Fräulein Stein, ein junges Ding aus der Provinz, bei ihrer Stellung und noch dazu als Waise, gewagt haben, etwas anderes damit sagen oder andeuten zu wollen? Freilich dieses andere, diese unangenehme Möglichkeit der Auslegung, auf die sie leider erst gegen Abend gekommen war, würde eine Annäherung ohnegleichen darstellen, eine Herabwürdigung neben dem ausgesprochenen Zweifel an der allgemeinen Einsicht und Bildung der also Angeredeten, und noch manches sonst. In der Nacht war

ihr durch den Sinn gegangen, was alles sonst noch — wozu noch einmal die Worte suchen — kurz, es wäre eine Frechheit gewesen.

Wie verschaffte man sich Gewißheit, denn man mußte sie haben. Am besten wohl, indem man sich den Gesichtsausdruck und den Tonfall von Fräulein Stein ins Gedächtnis zurückrief, besonders den Tonfall. Die Züge des jungen Mädchens hatten sich ihrer Erinnerung nach milde und verschlossen dargeboten, bei etwas geneigtem Kopf; da fand sich kein Aufschluß, und der Tonfall höflich und bescheiden, fast still, auch da gab es keine Handhaben, die zu Beweisen hätten führen können. Etwas Verstecktes, gewissermaßen Anflüge eines ungeborenen Lächelns, hatte sie freilich schon früher bei dieser Person wahrzunehmen geglaubt. Der Fall lag wirklich schwierig, weil man mit Spott rechnen mußte, und erforderte unbedingt volle Aufklärung. Das fehlte ihr noch, eine Äußerung, deren eventuelle Impertinenz nicht zu überbieten gewesen wäre, sollte man stillschweigend hinnehmen, geradezu so, als ob sie nicht stattgefunden hätte?! Nein, wer etwa solche Vorschläge machte, kannte Frau Elsa Alleswert nicht. Klarheit und Offenheit über alles, besonders bei anderen. — Aber war es denn eine Impertinenz gewesen?

Sie hatte ihre Morgentoilette soweit beendet, daß sie der Köchin nach dem Tee läuten konnte. Den ersten Teil ihrer Lebensvorbereitungen für den kommenden Tag liebte sie allein vorzunehmen. Es hatte dies seinen Grund in einer angeborenen Schamhaftigkeit ihrer Natur, die in ihrer Familie lag. Die Chronik ihres Hauses wies schon im siebzehnten Jahrhundert Züge dieser Zurückhaltung bei ihren Vorfahren auf.

Ein letzter Blick in den ovalen Handspiegel beruhigte. Niemand hätte ihr ihre fünfundvierzig Jahre angesehen, wenigstens jetzt nicht mehr. Sie zog die Vorhänge des Fensters erst voll zur Seite, nachdem sie den Spiegel fortgelegt hatte. So schön das Morgenlicht an sich war, es gab Grenzen in der Schwärmerei für die Natur.

Im Garten vollzog das Hündchen des Arztes sein Morgengebell, das Tierchen eines gewissen Doktor Fries, der im Parterre des Hauses seine ärztliche Praxis ausübte. Das kleine Tier war ein Frühaufsteher und liebte es, seine Wachsamkeit oft schon bei Sonnenaufgang an den Tag zu legen. Es verfolgte die Passanten mit Gewissenhaftigkeit am Gartengitter entlang, man erkannte am Gebell und seinen verschiedenen Graden des Einsazes, ob der Bäckerjunge, der Milchmann oder der Postbote vorübergingen oder Eintritt begehrten.

Dann kam die Schuljugend, die laufend zuweilen Gegenstände mit Geknatter am Holzstaket entlang zog, so daß die Wachsamkeit des kleinen Tiers gesteigert wurde und das sonst immerhin maßvolle und regelmäßige Bellen bis zu einer Stimmhöhe anstieg, die kaum noch den Hund in den schrillen Aufklängen vermuten ließ, die sich zu überschlagen drohten. Dann wurde es für gewöhnlich still, weil das kleine Tier sein Frühstück im Hause einnahm und dort verblieb, damit keine Störungen oder gar Beschwerden bei der Nachbarschaft hervorgerufen wurden.

Nicht nur die Nachsicht, die dieser Doktor Fries dem Verhalten seines Hundes gegenüber walten ließ, gab der Dame im ersten Stockwerk zu denken, sondern seine ganze Einstellung zum Leben ließ Zweifel auf-

kommen. Er brachte Leute an sich heran, die man wirklich lieber nicht im Hause sah. Einmal hatten sich sogar Blutspuren auf der Stiege gezeigt, offenbar war gespuckt worden. Die Miete stand aus, seine Haushälterin verschwendete offensichtlich, und im Hofraum reiheten sich leere Weinflaschen.

Es ging ferner das Gerücht, daß er seine Liquidationen unregelmäßig ausschrieb, und die Apothekerechnungen häuften sich auf seinem Schreibtisch, weil er Rezepte ausstellte, die seine Patienten nicht bezahlen konnten. Man munkelte von einem teuren Mineralwasser, das er einem Gerber verordnet habe. Häufig vergaß er überhaupt bei seinen Klienten auf Bezahlung zu achten, was Wunder, daß man ihn ausnutzte. Der Zulauf beunruhigte das Haus, auch fehlte es ihm am angebrachten Ernst, denn zuweilen hörte man sein Lachen im Operationszimmer, wenn die Fenster offen standen, und er piffte bei Schwerkranken.

Frau Konsistorialrat hatte sich an diese Tageserscheinungen des Hauses gewöhnt, weil sie sie, was sie gern betonte, aus Gottes Hand entgegennahm. Und je nachdem, ob sie sich als Unnehmlichkeiten oder als Bedrängnisse entpuppten, waren es Gnadenakte oder Prüfungen, die beide die Aufgabe hatten, zum Besten zu dienen.

Unsere Mark kam im Haushalt und auf den Wegen, die diese Dame suchte und beschritt, gewissermaßen zum erstenmal mit dem lieben Gott in Berührung und verhielt sich vorsichtig und aufmerksam.

Ihre Erfahrungen hatten Wirkung getan, und ihre Seele kannte nun den Wert der echten Erschütterung und die Wohlthat der ungetrübten Hingabe. Niemandem

verdankte sie auf diesem Gebiet mehr als Isabell, der Kunstreiterin, und dem Freund ihres Lebens.

Sie hatte darüber erkannt, daß die Mächte, die das Herz zu erheben und den Geist zu erhellen vermochten, nicht die Wege nahmen, welche ihnen die Menschen anzuweisen trachteten oder vorschrieben, sondern daß sie nach einem eigenen geheimnisvollen Gesetz walteten. Sie wußte von diesem Gesetz nicht mehr, als daß es ins Helle führte und den Ungeist der Verwirrung durch eine höhere Gerechtigkeit zu brechen vermochte, und ihr kam niemals der Gedanke, daß dies nicht genug sei.

Aber die Dame, deren Lebensbegleiterin sie nun für eine Weile geworden war, wußte offenbar mehr darüber. Nachdem sie ihren Tee eingenommen hatte, betrat sie im geblühten Morgenrock den Salon, ein sehr angenehmes, sorgfältig gepflegtes und vor der Morgensonne durch hohe Portieren gehütetes Zimmer mit prachtvollen Möbeln, deren Plüsch und Polster mit Bezügen versehen waren, die ihrerseits wieder durch kleine weiße, gehäkelte Decken geschützt wurden. Sie durchschritt den Raum prüfend und mit Wohlgefallen und erreichte durch eine sanft anrollende Schiebetür ihr kleines Wohnzimmer, in dem sie am Fenster vor ihrem Nähtischchen Platz nahm.

Ein Blumentisch zur Rechten ihres Sessels schien noch nicht mit Wasser versorgt worden zu sein, die Fuchsien ließen die blauroten Kelche hängen, und die Erde in den Töpfen der Zimmerpalmen zeigte sich trocken und brüchig. Der Anlaß war ihr willkommen, das Klingelzeichen für Fräulein Lotte zu geben, zu deren Obliegenheiten es gehörte, die Zimmerpflanzen zu begießen.

Der Satz, dieser abscheuliche Satz vom vergangenen Tag ließ ihr keine Ruhe, selbst nach dem See hatte er sich wieder gemeldet, aber sie hätte es niemals über sich gebracht, die leider notwendig gewordene Frage nach seinem Sinn etwa mit Verstimmung oder gar mit Verdruß vorzubringen. Jetzt konnte man mit den vernachlässigten Pflanzen anfangen und unauffällig zu dieser verdächtigen Redensart übergehen, als käme man absichtslos von einem Versehen aufs andere, als wäre es gut, auch noch kleine nebensächliche Zurücklichkeiten bei dieser Gelegenheit zu bereinigen. Sie wollte eben noch überlegen, ob Fräulein Stein ihr eigentlich im Grunde sympathisch oder unsympathisch sei, als das junge Mädchen eintrat.

Sie trug ein helles Kleid, und das dunkle Haar schimmerte voll und wohlgeordnet über der glatten Stirn, die für das kleine, etwas schmale Gesicht beinahe zu groß erschien. Die Augen darunter glänzten in einem lichten und klaren Braun, sie lächelten in ihrem Goldschein wie für sich selbst, und als geschähe es ohne hin, denn das Gesicht zeigte sich ernst, beinahe traurig.

Ja, auch hier kam jener Gegensatz zur Geltung, der in ihrem Wesen und in ihren Sätzen zu erkennen war. Plötzlich fiel dies der Dame des Hauses überraschend und bedrängend auf die Seele. Daß sie das nicht schon früher beobachtet und festgestellt hatte! Da nahm man nun, mitleidig und gutherzig, wie man leider war, solch ein fremdes Geschöpf im Hause auf, und über Nacht entpuppte sich das schüchterne und geduldige Lämmlein, das ihr Brot aß, als eine Schlange, die sich an ihrem Busen ernährte.

Die „Schlange“ verhielt sich nach dem gewohnheits-

gemäßen freundlichen Morgengruß in einer abwartenden Stellung und schien etwas erstaunt darüber zu sein, daß sie nicht angeredet, sondern nur betrachtet wurde. Sie schaute an sich nieder, und man merkte, sie hätte sich am liebsten auch ins Gesicht gesehen. Aber dann lächelte sie gleichmütig und ohne Glanz und fragte, was gefällig sei. Frau Konsistorialrat Alleswert sammelte sich zu einem recht arglos-nebensächlichen Beginn ihrer Rede, jedoch völlig gegen ihren Entschluß und Willen sagte sie kalt und streng: „Nehmen Sie Platz, ich habe mit Ihnen zu reden, Fräulein Stein.“

Wie ungeschickt! Welch ein unangebrachter Aufwand wegen des Blumentisches! Nein, nun konnte sie unmöglich mit diesem kleinen Versäumnis beginnen, wer ließ ein junges Mädchen einer Fuchsin wegen sitzen!?

Es war wohl doch jetzt am besten, gleich mit der Thür ins Haus zu fallen und gerade auf das Ziel zuzusteuern. Nein, am besten war es nicht, aber es blieb ihr kaum noch etwas anderes übrig, wenn sie nicht den Anschein von Verlegenheit oder gar Hilflosigkeit erwecken wollte. Hätte sie wenigstens gesagt: „Setzen Sie sich“, aber sie hatte gesagt: „Nehmen Sie Platz.“ Sie war sich über den Unterschied zwischen den beiden Redewendungen völlig im Klaren. So viel Feierlichkeit erforderte in ihrem Ablauf Entscheidendes.

Wie aber nun, wenn jener Satz von gestern völlig arglos hingeworfen worden war, ganz ohne Nebengedanken und ohne den Wunsch zu kränken? Dann bedeuteten jetzt eine Frage oder ein Verweis eine schreckliche Blamage, das schmählische Zugeständnis einer Schwäche, oder gar das eines ganzen Komplexes von

Selbstentwürdigung. Und würde dies Geschöpf im Falle einer Schuld seine Untat überhaupt eingestehen?

Lotte Stein hatte sich gesetzt, ein wenig abseits, auf einen Stuhl ohne Polster, den sie nicht erst in die Nähe rückte, sondern dort einnahm, wo er grade stand. Das gab ein etwas schiefes Gegenüber. Sie schaute ruhig mit leicht gesenktem Kopf, wie es ihre Gewohnheit war, zu ihrer Brotherrin auf und wartete.

„Fräulein Lotte . . .“ begann die Hausherrin. Sie fing nur zu sprechen an, weil es unmöglich war, noch länger zu schweigen, und ihre Stimme bebte wahrhaftig ein wenig, auch hatte sie „Fräulein Stein“ sagen wollen und keinesfalls „Fräulein Lotte“. „Ich möchte Ihnen heute mittheilen, daß ich — im allgemeinen mit Ihnen und Ihren Leistungen in meinem Hause recht zufrieden bin. Sie haben die Erwartungen voll und ganz erfüllt, die ich Ihnen damals entgegenbrachte, als ich Sie auf diesen Posten berief und mich Ihrer annahm. Da liegt es mir denn heute am Herzen, — Ihnen mitzuteilen, daß ich mich entschlossen habe, Ihr Salär im Monat um einen kleinen Betrag zu erhöhen, der Ihnen etwas mehr Bewegungsfreiheit zusichert.“

Die Rednerin war über ihre eigenen Worte nicht wenig erstaunt, und wenn sie auch die Welt zu verstehen glaubte, so verstand sie doch in diesem Augenblick sich selbst nicht mehr. Immerhin, sie war gerettet! Es befielen sie zugleich Schrecken und Rührung, sie suchte mit blinder Hand nach ihrem Täschchen. Da war nun einmal wieder ihr gutes Herz mit ihr durchgegangen, wie schon so oft, wie schon in ihrer Ehe, und sie hatte, ganz ohne es zu beabsichtigen, glühende Kohlen auf

das Haupt ihrer Beleidigerin gehäuft. Ein Bibelwort flog ihr durch den Sinn, sie wußte nicht genau welches, aber es war sehr zutreffend.

Wie mußte dies Wunder, das sich in ihr vollzogen hatte, erst auf das beglückte Kind wirken, das ihr gegenüber saß! Sie schaute hinüber und ernüchterte sich, aufs höchste befremdet, in einem kühlen Augenpaar.

„Ich danke vielmals, gnädige Frau“, hörte sie jetzt, „aber ich kann Ihr Angebot nicht annehmen, weil ich Ihr Haus verlassen möchte.“

„Wie!? Und . . . wohin wollen Sie gehen? Welch ein unmöglicher Einfall! Sie wollen Schutz und Vorzug meines Hauses aufs Angewisse hin verlassen — eine Waise?!“

„Meine Eltern sind freilich gestorben“, sagte Fräulein Lotte, „aber ich möchte nicht, daß diese Tatsache die einzige bleibt, nach der ich im Leben eingeschätzt werde. Ich habe eine Anstellung gefunden.“

„Eine Anstellung!? Da erlauben Sie mir hoffentlich, daß ich frage — das ist ja entsetzlich! Ich habe die Verantwortung für Sie übernommen.“

„Ich bin seit drei Monaten mündig, gnädige Frau.“

„Sie haben eine Stellung angenommen, ohne mich zu Rate zu ziehen?“ Die blinde Hand hatte jetzt das Täschchen entdeckt, sie zog alles daraus hervor und fand nichts.

„Ja“, antwortete Fräulein Stein. „Doktor Fries fragte mich kürzlich, ob ich seine Empfangsdame und Assistentin werden wollte, und ich habe zugesagt.“

„Das ist ganz unmöglich! Dieser Arzt, dieser Doktor hier unten im Haus, dem der Hund gehört, der Mann, der kaum grüßt und der Junggeselle ist?! Sind Sie sich darüber klar, was ein Junggeselle ist?“

„Es wird ähnlich damit sein wie mit einer Waise“, meinte Fräulein Lotte zurückhaltend, „im Nebenberuf ist er jedenfalls Arzt.“

Die Frau Konsistorialrat war aufgesprungen und durchmaß jetzt das Zimmer. Hatte sie es noch kürzlich auf eine Art getan, als wünschte sie in der Welt nichts anderes mehr als anzukommen, so vollbrachte sie ihre Wege jetzt völlig ziellos, ja, ohne auf die Richtung zu achten. Sie hob die Hände und rang sie. Dann ließ sie die Arme sinken und sah kopfschüttelnd und blaß vor Sorge auf die Verlorene. Wie hatte nur dies alles so jäh und unerwartet über sie hereinbrechen können? Ja, richtig, der Saß, der entsetzliche Saß vom Tage vorher war schuld. Mühsam suchte sie ihre Gedanken zu ordnen und den Ablauf zu überblicken, den das Schicksal genommen hatte. Eine Kündigung lag vor, ein Unterfangen, das durchaus nur ihr oblag und keinesfalls einer Angestellten. Wie töricht und unangebracht war ihr Entschluß gewesen, das Salär dieser Undankbaren zu erhöhen, wahrlich nur, um eine Ablehnung zu erfahren. Da hatte man es einmal wieder.

Aber eines erkannte sie jetzt doch gottlob mit voller Sicherheit, der Saß vom Tage vorher hatte eine Zurechtweisung, eine Kränkung voller Spott, eine boshafte Kritik dargestellt, das, und nichts als das. Wie konnte ihr geschehen, daß sie auch nur einen Augenblick daran gezweifelt hatte? Abgründe von Undank, ja von Verworfenheit taten sich vor ihr auf, tief unten in ihnen stand der Junggeselle und klärte alles auf. Mein Gott . . . die Weinflaschen im Hof!

Da sagte Fräulein Stein und erhob sich: „Sie erregen sich ohne Grund, gnädige Frau, und machen sich

Sorgen, die ich gerne zerstreuen möchte. Es liegt nichts anderes vor als das, was ich gesagt habe. Ich will versuchen mein Leben anders einzurichten und hoffe, daß es mir gelingt. Sie haben mir mit Absicht kein Leid zugefügt, und ich glaube, daß ich bemüht gewesen bin, es auch so zu machen, so gut ich konnte. Aber ich habe eine solche Angst vor Ihrer Rechtschaffenheit, daß ich fürchte, aus lauter Abwehr ein schlechter Mensch zu werden, wenn ich in Ihrem Hause bleibe. Lassen Sie mich bitte ohne Groll gehen und in der Welt Umschau halten, ob nicht vielleicht die Barmherzigkeit das Leben heller macht als die Gerechtigkeit, mit der Sie es beurteilen. Das treibt mich in das Bereich des Arztes in unserem Hause, von dem ich mehr weiß als nur die Tatsache, daß Sie ihn nicht leiden mögen. Als ich Ihr Zimmer betrat, hatte ich nicht die Absicht, diese Worte zu sagen. Nun ist es geschehen, beinahe gegen meinen Willen, verzeihen Sie mir und leben Sie wohl."

Das kleine Fräulein machte mit einem lieben Lächeln, ohne Spott, einen von den Hofknicksen, die ihre Gönnerin ihr für besonders vornehme Besuche beigebracht hatte, und verließ das Zimmer, dessen Thür sie leise hinter sich ins Schloß zog, so daß niemand auf den Gedanken kommen konnte, sie habe ihre Worte etwa im Zorn vorgebracht.

Neuntes Kapitel

Goll und Pinasse

Als Fräulein Lotte Stein an einem schönen Spätsommormorgen die Etagentür des Doktor Fries öffnete, um auf ein Klingelzeichen hin einen vermeintlichen Patienten einzulassen, sah sie sich einem jungen Menschen gegenüber, den sie beim besten Willen nicht für krank halten konnte. Als er den Hut herunterriß und sich tief verneigte, fiel ihr eine gewaltige Haartolle von unbestimmter Farbe auf, die auf den ersten Blick den Anschein erweckte, als sei dieser Mensch hauptsächlich deshalb unterwegs, um seine Haartracht in der Welt zu verbreiten.

Er begann seine Anrede schon während der Verbeugung, und als er hochkam, schaute sie in ein helles, ein wenig trübes, winziges und listiges Augenpaar, das sie fröhlich anblitzte. Das Hemd des Besuchers war wahrscheinlich aus blauem Leinen und die Hosen aus Küfersamt, das grobe Halstuch, zu einem Schlips emporgequält, leuchtete rotartig. Er war barfuß, die Stiefel hingen an einem Seil an der Hüfte.

„Hochverehrte gnädige Frau“, sagte er, „ich möchte Ihren Herrn Gemahl, den, wie ich vermute, berühmten Arzt, in keiner Weise behelligen. Ich spreche vor, weil es Zeit zu einem bescheidenen Frühstück ist, das mir die Ungunst der Verhältnisse im Augenblick versagt. Sollte ich die Stunde ungeschickt gewählt haben, so besteht die Möglichkeit, daß Ihr gütiges Herz sich durch eine

Kleine Gabe von jeder anderen Großmuth freikaufst.
Gott zum Gruß.“

Fräulein Stein ließ sich auf der Bank des Vorplatzes nieder und fing an zu lachen. Es war ihr neues heiteres Lachen ohne Arg oder Spott, das sie inzwischen von Doktor Fries übernommen hatte. Ihr früherer Gast schnupperte vernehmbar in die Luft, ohne sich im geringsten um ihren Ausbruch zu kümmern, und erklärte mit gerümpfter Nase:

„Heilsam, sehr heilsam solch ein Arztgeruch. Leider wirkt er nicht auf meine Stiefel.“

Das junge Mädchen erhob sich, griff in die Seitentasche ihres weißen Kittels und holte ein Markstück daraus hervor.

„Ich würde Sie gerne bitten unser Gast zu sein, Herr . . .?“

„Pinasse!“

„. . . Herr Pinasse, aber im Wartezimmer sind schon Patienten, ich hoffe, Sie verstehen. Nehmen Sie diese kleine Spende, die ein schlechtes Entgelt für die Freude ist, die wir bestimmt an Ihrem Besuch gehabt hätten.“

Pinasse nahm das Geld, schob es ein, ohne es anzusehen, und fragte, den Daumen im Himmel, mit einem Blick in den ersten Stock: „Wie ist es oben?“

„Aussichtslos. Die Dame gehört dem Wohltätigkeitsverein an.“

„Danke. Wie ich mein Leben übersehe, wird es mich mit den ersten Herbststürmen wieder unter Ihr gastliches Dach treiben. Meinen verbindlichen Dank. Ich wünsche Ihnen langwierige vermögende Kranke. Gott zum Gruß.“

Und hinaus war er.

Da hatte er nun unsere Mark erwischt, die vor einigen Tagen Frau Konsistorialrat Alleswert Fräulein Lotte Stein mit dem letzten Salär ausgezahlt hatte, sie hatte stumm und verbissen ausgezahlt, aber richtig. Nur in ihrem bekümmerten Blick lag eine blasse Warnung, und sie sagte beim Abschied: „Sollte eines Tages kommen, was kommen muß, so steht Ihnen mein Haus offen. Ich habe schon mit Pastor Seltenweit gesprochen, er hält Umschau. Meine Fürbitte begleitet Sie.“

Fräulein Stein antwortete nur: „Besten Dank“, und zog mit ihrem Handkoffer aus brauner Pappe und Kaliko, wie er einer Waise anstand, zu Doktor Fries ins Parterre, ähnlich erleichtert und erfreut, wie nun Pinasse unter den Akazien der Villenstraße seinen gesegneten Weg fortsetzte.

Er machte noch einige Besuche, bis er so viel Butterbrote in den Taschen geborgen hatte, daß das Treppensteigen schwierig wurde; auch schauten sie heraus und verrieten seinen Wohlstand. Gegen Mittag mußte er seinen Reisekameraden Goll in einer abgelegenen Vorstadtschenke treffen, vorläufig ließ er sich auf einer Parkbank nieder, entfaltete eine alte Nummer der Neuesten Nachrichten und sortierte hinter und unter ihr seine Beute. Brotschnitten, die etwa Wurst, Schinken oder kalten Braten aufwiesen, wurden entlastet. Goll neigte ohnehin zur Fettleibigkeit. Der Nest kam in die Stiefel, nachdem die Vögel in den Anlagen ihren Anteil erhalten hatten; Pinasse liebte es wohlthätig zu sein und nahm den Appetit der Beschenkten für persönliche Zuneigung, wie die meisten Wohlthäter.

Dann erwog er ein Schläfchen, unterließ es aber,

da es die Wachsamkeit ausschaltete. Er liebte seine Beschäftigung und seine Unabhängigkeit und wußte genau, welche Tugenden sich mit der Ausübung eines freien Berufs verbinden.

Er mußte alles noch einmal auspacken, weil die Zigaretten und Streichhölzer in der Zehgegend des einen Stiefels Unterkunft gefunden hatten. Sie schimmerten dort zwar heraus, aber es war in diesem Fall besser, ihnen den längeren Ausweg zu eröffnen, auch liebte er leichte Arbeit, wenn auch nicht so heftig wie Goll, der dauernd auf der Suche nach Beschäftigung war.

Pinasse fielen Sorgen an, wenn er an diese Eigenart seines Wandergesährten dachte, denn er liebte Goll, ohne hiervon auch nur die geringste Ahnung zu haben. Soweit seine immer beschwingten und hochgestimmten Reden reichten und seine Gedanken sie verfolgten, um eventuell daran teilnehmen zu können, war ihm Goll verhaßt. Vor allem wegen seiner Schweigsamkeit, die er für verlogen hielt.

Nun überzählte er sein Geld. Seine rötliche Haartolle warf Schatten. In der Hauptsache galt es Kupfer- und Nickelstücke zu sortieren, aber diesmal zeigte sich wahrhaftig ein Markstück unter dem Erwerb. Er besann sich: Das kleine Fräulein in der weißen Schürze! Teufel, daß er das nicht gleich gemerkt hatte! Er konnte Art und Wert einer Münze sonst mit unfehlbarer Sicherheit schon mit der Innenfläche der Hand feststellen, ohne hinzusehen. Es war nicht fein, eine Spende angesichts des Gebers in der offenen Hand mit Blicken zu prüfen, das tat niemand, der auf sich und die Kundschaft etwas hielt.

Jetzt ließ er das Markstück in der offenen Hand in der Sonne blißen.

Das war eine Sache!

Sein Erfolg stimmte ihn beinahe melancholisch. So gab es doch noch Leute, die seine Gaben, sein Verhalten und seine Redeweise zu würdigen wußten. Die junge Dame hatte sich nach seinem Namen erkundigt, er war ihr aufgefallen, sie hatte ihr Bedauern ausgesprochen, ihn nicht zum Frühstück bei sich behalten zu können.

Dann sann er über den Wert und Unwert von Ersparnissen nach. Hier blinkte der Grundstein eines Bankkontos auf seiner Hand, aber wem sollte man Vertrauen entgegenbringen? Nun, es hatte ja Zeit. Vorläufig barg er die Mark, gesondert von seinen übrigen Einnahmen, in einer kleinen Gürteltasche der Küferhose und brach auf, um Goll zu treffen.

Er wählte abgelegene Straßen, da er das Zentrum der kleinen Städte nicht schätzte, und verfiel, nachdem er die Anlagen hinter sich hatte, in seinen „leichtbeschäftigten“ Schritt. Das Schlendern verbot sich. Es hatte sich als klug erwiesen, außerberuflich jeden Hinweis auf seine Tätigkeit zu vermeiden. Auch wußte er, daß man gut daran tat, den Vorübergehenden nicht in die Augen zu sehen, wenn man unvermerkt an ihnen vorüber wollte.

Die kleine Schenke lag in einem umzäunten Garten, und Goll saß vor einem halbgeleerten Bierglas, draußen unter den Kastanien, und rauchte seine kurze Pfeife, die aus dem gestutzten grauen Vollbart unter der rötlichen Sattelnase hervorragte. Er blickte kurz auf und zwinkerte, dann sah er prüfend Pinasses Taschen ab und schaute in die Stiefel, aus denen er sich bediente.

Pinasse bestellte sich Bier und berichtete, obgleich er wußte, daß Goll nicht zuhörte. Er hätte seine Vereinnahmen am liebsten verheimlicht, brachte es aber nicht über sich, seine Erfolge zu verschweigen. Aber auch sie machten keinen Eindruck auf Goll, der nur die Arbeit liebte. Er liebte sie mit der Sehnsucht eines Menschen, der schon viele Jahre vom Gegenstand seiner Wünsche getrennt dahinlebt. Erst das Verlorene und Unerreichbare nimmt in der Seele des Menschen jene Traumgestalt des Verlangens an, die zum reichen Bewußtsein inneren Besitzes führen kann. Goll hatte diesen Zustand nahezu erreicht, und Rückschläge in die grauen Niederungen der Wirklichkeit waren nicht mehr zu befürchten. Nur seine Erinnerung schweifte noch zuweilen zu seiner letzten Thätigkeit zurück, bei der ihn Pinasse entdeckt und sich seiner angenommen hatte.

Das war vor etwa fünf oder sechs Jahren gewesen, so lange wanderten sie schon miteinander, Pinasse sah damals eines Tages von der Bank einer großstädtischen Promenade aus, die zu dieser Stunde leer lag, einen graubärtigen, schon älteren Mann heranhumpeln, der unauffällig den Boden absuchte und sich im übrigen den Anschein eines sorglosen Spaziergängers zu geben trachtete. Mit dem einen Fuß trat er voll auf, während der andere den Boden nur mit der Zehenspitze berührte; es erweckte den Anschein, als ob die Ferse verwundet sei und geschont werden müsse. Jedenfalls hinkte er.

Pinasse beobachtete damals den Sonderbaren mit der Theilnahme, zu der seine erlebnisfrohe Natur ihn verpflichtete. Jetzt, mitten im Dahinhumpeln trat der Belauschte plötzlich mit dem kranken Fuß fest auf, hob

ihn dann nach hinten hin empor, bis zur herabhängenden Hand auf seinem Rücken, als wollte er ihn beschlagen lassen, und seine Hand pflückte geschickt, rasch und unauffällig etwas von der Ferse ab. Es war ein Zigarrenstummel, der an einem kleinen spitzen Nagel steck, der unter der Stiefelferse des geschonten Fußes so angebracht war, daß er den Stummel mit dem Zutritt aufgespießt hatte.

Die Beute wanderte in die Tasche des langen Brautenrocks, der Alte humpelte weiter. Nichts war geschehen, niemand hatte sich nach einem Tabakrest auf der Straße gebückt, die Nagelspitze unter der Ferse wurde im Dahinschreiten wieder aufs sorgfältigste geschont, bis sich ein neuer Stummel auf der Promenade zeigte, der unfehlbar dem gleichen Schicksal verfiel.

Zimmer traf der Nagel im arglosen Dahinschreiten genau in die Mitte des Stummels, und die Hand im Rücken streifte ihn still und unmerkbar vom nach hinten erhobenen Fuß ab, ohne daß deshalb eine Unterbrechung des Spaziergangs stattzufinden brauchte.

Pinasse war begeistert. Hier zeigte sich ihm individuelles Vorgehen auf wirtschaftlichem Gebiet und Erfindungsgabe in Gemeinschaft mit dem sparsamsten Einsatz der Kräfte. Er machte nicht ohne Mühe die Bekanntschaft dieses verschlossenen Menschen, der ihm, ohne daß er recht wußte weshalb, auch über seine Anlagen hinaus, ganz absonderlich gefiel. Da sich Pinasse in jedem Fall für verpflichtet hielt, das Genie dieses Eigenartigen zu fördern, gewöhnte sich Goll langsam daran, daß sein neuer Lebensgefährte für Unterkunft und Unterhalt Sorge trug.

Sie wanderten von nun ab zusammen, und Pinasse erfuhr zum erstenmal im Leben die Genugthuung, daß seine oft verkannte, ja gescholtene Geschicklichkeit im Erwerb einen sozialen Sinn bekam. Er fühlte sich dabei zugleich bestätigt und ausgenüßt, aber es gibt nicht viele Mäzene unter der Sonne, in deren Seele nicht ein ähnlicher Wurm genagt hätte. —

Die Mark, nun in die Gesellschaft der beiden gelangt, brauchte Zeit, um ihr Verhältnis zueinander zu ergründen und recht zu verstehen. Das erste Gespräch unter den Kastanien der Wirtschaft hätte ihr wenig Aufschluß gebracht, wenn sie nicht am Ende einem Gedankengang und einer Erinnerung Pinasses hätte folgen können.

Jedenfalls erlebte sie einmal wieder, wie ausgesprochen der Hang der Menschen ist, ihr Leben und Treiben lieber so einzuschätzen und zu benennen, wie es ihnen gefällt, als so, wie es sich, gerecht beurteilt, in Wirklichkeit abspielt. Aber bei Goll und Pinasse staunte sie doch über die Sicherheit, in der diese Leute die Bilder der Welt nach ihren Wünschen und Hoffnungen zurechtrückten. Aber waren es nicht auch hier wieder, wenn auch in ganz anderer Art, das Verlangen und der Trieb nach etwas Besserem und die Sehnsucht nach Höherem, die sie bewegten?

Goll hatte sich gesättigt und stopfte seine Pfeife, zuvor wies er Pinasse den leergewordenen schwarzen Krater ihres Kopfs hin, eine Anfrage mit offenkundiger Mahnung. Pinasse beeilte sich eine Zigarre aus seinen Beständen hervorzukramen und schob sie ihm hin. Auf ein Wort des Danks hatte er längst verzichten gelernt,

das lag Goll nicht, besonders, wenn es sich um Tabak handelte. Er nahm die Gebotene, brach sie durch, und ein Teil verschwand im Pfeifenkopf. Der Rest fand in seinem Tabaksbeutel Platz, sorgfältig zerkrümelnd und häufig berochen. Der Beutel bestand aus dem ergrauten Rest eines Frauenstrumpfes, einer lieben Erinnerung. Pinasse glaubte es aus Höflichkeit.

„Hast du Arbeit gefunden?“ fragte Pinasse jetzt nicht ohne Nachdruck. Seine gute Laune war verflogen. Vielleicht hatte sein heutiger Erfolg ihn heillosiger für Leute gemacht, die ihn ausnutzten, ohne ihn zu würdigen. Er stellte sonst diese Frage nicht. Es wäre ihm auch keinesfalls recht gewesen, wenn Goll sie etwa bejaht hätte. Nein, der Gefährte sollte abhängig von ihm bleiben, aber heute sollte er wenigstens einmal wissen, daß er es war. Diese Selbstverständlichkeit, mit der er nahm und nahm, als sei er, Pinasse, nichts als sein Zuträger, beleidigte.

Goll rauchte und rüttelte verstimmt mit dem plumphen, etwas nachgedunkelten Finger an seinem letzten oberen Schneidezahn, der wackelte, den er aber noch zum Halten der Pfeife brauchte. Endlich entschloß er sich mit einem mürrischen Seitenblick zu einem Achselzucken.

„Hast du wenigstens versucht Arbeit zu finden?“

Die Frage klang eigensinnig und gereizt, so daß Goll begann den kurzen grauen Vollbart zu krauen und betroffen aufsaß. Pinasses Tonfall störte. Man witterte Einwände. Wozu schon wieder? Das Leben nahm ohne hin seinen Ablauf. Alles ging gut. Er wies mit dem Kopf zum Eingang des Hauses hinüber, ohne den Zahn preiszugeben, und knurrte: „Der Wirt.“

„Was, der Wirt? Wieso, der Wirt?“

„Da hab ich gefragt. Er hatte keine Arbeit. Da habe ich ihm welche gemacht. Sauf und halt das Maul!“

„Sonst warst du nirgends?“ fragte Pinasse bohrend.

Goll antwortete nicht mehr. Seine trüben blauen Auglein wanderten zugleich gutmütig und boshaft Pinasses Erscheinung ab, als sei sie ihm neu. Die Auglein sagten etwa: Hast nicht du gearbeitet, Bruder, und wie! Eben noch hast du berichtet, was redest du also?

„Du bist ein Schwäzzer“, bekannte er sich dann derb, nicht ohne Drohung, aber im Grunde schimpfte er doch nur, weil er nicht unfreundlich sein wollte. Liebevoll und gefährlich kam das hervor. Er beleidigte mit einem Einschlag von Wohlwollen, jedenfalls aus der Fülle einer hilflosen und warmen Seelenwelt heraus. Das war seine Macht und Stärke Pinasse gegenüber, der kleiner wurde und spitz und ängstlich auf den Groben starnte.

Sein Selbstbewußtsein sackte ab, als hätte ein meckernder Ziegenbock einen Bär brummen hören. Er schrie, um den Rest seiner Selbstachtung zu retten: „Ich lasse mich nicht beschimpfen, du Raubhein, du Kloß, du Faultier, du Schmarotzer?! Mein einstiger Stand und meine Bildung, die Anerkennung, die meiner feinen Art allerwege gezollt wird, verbieten mir, daß ich mich länger von dir erniedrigen lasse. Hast du meinen Gaben und Anlagen jemals auch nur die geringste Achtung entgegengebracht, meiner Selbstlosigkeit, meiner aufopfernden Hilfsbereitschaft?“

Goll schaute sich Pinasses bedenklichen Zustand eine

Weile besorgt an, er sah ihm gewissermaßen zu, wie er aufgeregter war, und meinte dann kurz: „Du hast keine Tiefe des Gemütes, deshalb krähtst du. Du kannst mich . . .“

Hier fiel als Bekräftigung eine Wendung, die nicht niedergeschrieben werden darf, weil sie nur der Umgangssprache, aber nicht der Schriftsprache angehört, man müßte denn die Seelenweite und Geisteshöhe eines Dichters wie Wolfgang von Goethe erreicht haben.

Auf Pinasse tat der Ausspruch keine Wirkung und machte nicht den Eindruck, den er in der Weltliteratur hervorgerufen hat. Er sah, deutlich beruhigter, Goll ins schläfrig-gutmütige Gesicht und versang sich dort, wie schon oft, im Sattelgebilde der ungesügten, geröteten Nase, im Pfeifenkopf, der aus dem grauen Gebüsch des Bartes hervorstach, und in der unbewußten Wehmut des zugleich wilden und über die Maßen wohlwollenden Ausdrucks.

Aus dem Umkreis dieser Gebilde brach etwas hervor und siegte über ihn, etwas, das nicht siegen wollte, und etwas, das sich verstoßen und arm mit dem alten Goll ins Elend davonmachen würde, wenn er, Pinasse, nicht mehr für ihn einträte und sorgte. —

Da Goll einschlief, konnte Pinasse noch eine Weile über ihn nachdenken und sich allerhand Vorkommnisse ins Gedächtnis zurückrufen, die wieder und wieder dazu beitrugen, ihn umzustimmen, wenn einmal sein berechtigter Zorn mit ihm durchging. Er mußte solcherlei Erinnerungen pflegen, um seine Selbstachtung zu retten, um seinen vermeintlichen Haß gegen diesen blinden

Wüstling des Gefühls abzuwürgen. Es half nichts, daß man wieder und wieder die Untugenden und Laster dieses Unholds feststellte und aufzählte, da befand sich noch etwas hinter allem, der Zensel sollte es holen, aber grade das holte er nicht.

Da hatte sich zum Beispiel einmal eine Geschichte abgespielt, eine ganz wunderliche Geschichte, die eigentlich keine war und die nach seiner Überzeugung niemand in der Welt verstehen konnte außer ihm. Es hatte sich gegen Abschluß ihres ersten gemeinsamen Wanderjahres zugetragen, daß sie im Herbst in der verlassenen Holzhütte eines Steinbruchs Unterkunft fanden und sich für eine Weile dort einrichteten.

Goll sprach damals schon oft von seiner Liebe zur Arbeit und ließ Pinasse die umliegenden Dörfer abstreifen, um das Nötigste herbeizuschaffen, während er selbst im Mooslager im Bruch lag, dicht bei ihrem Holzschuppen, um ihn zu bewachen. Dort blühte Heide auf den Sonnenplätzen in der Nähe, und die Häher schrien in einer Eiche. Im weiteren Umkreis breiteten sich Wiesen und Felder eines großen schönen Landgutes aus, man sah das Dach des Herrenhauses und zuweilen in der Ferne ein Pfluggespann auf dem Acker.

Eines Morgens erblickte Goll, als er allein war, ein junges Mädchen, das durch die Heide daherkam, schön und jung, so daß die Landschaft aufglänzte. Sie entdeckte den Landstreicher, weil sie den Rauch seiner Pfeife sah, und blieb bei ihm stehen, nicht erschrocken, sondern erheitert und beteiligt. Es schien sie sehr zu ergötzen, daß er ihr auf seine täppische und ungeschickte Art zu gefallen trachtete, und als er zu erzählen begann, ließ sie sich bei ihm nieder und hörte ihm ernst und auf-

merklich zu. Sie mußte zwei- oder dreimal gekommen sein, dann blieb sie für immer aus.

Pinasse erfuhr von dieser Sache erst, als er viele Wochen später eines Nachmittags Goll aus einem Versteck heraus beobachtete. Es hatte ihm zu denken gegeben, daß der Gefährte diese sandige Steinschlucht und den Heiderand nicht verlassen wollte und daß er, ganz gegen seine Gewohnheit, den gemeinam geplanten Ausbruch immer wieder hinausshob. Da sah Pinasse, hinter Gebüsch verborgen, wie Goll sich an einem kleinen Steinhaufen im Sand am Rande der Schlucht zu schaffen machte, offenbar handelte es sich um ein Versteck für heimliche Schätze, denn er hob einen größeren Stein von einem wohlgefügtten Kranz kleinerer empor, betrachtete die geschützte Stelle im Sand lange mit Andacht und einem Ausdruck von großer Zärtlichkeit und bedeckte sie dann wieder sorgfältig mit dem größeren Stein.

Als Pinasse später nachforschte, während Goll schlief, fand er unter dem Stein im Sand den Abdruck eines kleinen Frauensfußes. —

Durch das Laub der Kastanien, deren Früchte schon fielen, blinkte die Nachmittagssonne in den Wirtschaftsgarten, in dem sie nun beieinander saßen, und beleuchtete Pinasses Haartolle. Ein Strahl funkelte im Bierrest des Seidels, neben dem Golls Nase, leicht verbogen und angeschmiegt an das grobe Tuch des Armels, auch etwas von dem rötlichen Licht an sich nahm, das der Himmel freundlich spendete.

Pinasse sah auf den Schlafenden und beschloß, aus der Welt zu schaffen, daß er von ihm beleidigt worden

war. Er dachte an die Beute des Vormittags und tastete nach der Mark im Gürtel. Zum Teufel noch einmal, konnte er es sich etwa nicht leisten, den Groben noch eine Weile mitzuschleppen?! Er konnte . . .! Freilich, zuweilen erhielt er einen Fußtritt, aber es gab daneben noch jenen anderen Tritt eines Fußes, den Regen, Wind und Zeit längst verwischt hatten, der aber nicht aus der Welt zu schaffen war, weil das Herz des alten Goll ihn behütete.

Zehntes Kapitel

Juni

Eine Weile ging es jetzt toll zu, die Mark gelangte zu keinerlei rechter Betrachtung und am wenigsten zur Besinnung. Sie kam mit immer neuen Menschen in Berührung und lernte so viele für kurz und flüchtig kennen, daß sie am Ende keinen kannte und von niemandem mehr wußte, als daß sie seine Bekanntschaft gemacht hatte, ohne ihn wirklich zu kennen.

Den meisten Menschen, die ihr begegneten, ging es übrigens genau so wie ihr, und soweit sie es durfte, wunderte sie sich sehr darüber. Sie hatten doch schließlich ihren freien Willen und konnten Begegnungen herbeiführen oder unterlassen nach ihren Entschlüssen, aber das taten nur die wenigsten. Den meisten geschah es ganz ähulich wie ihr, sie gerieten in Hände, wurden sehr oberflächlich bewertet, lebenswürdig empfangen und gleichmütig wieder verabschiedet, sie wurden für das genommen, was sie im Grunde nicht waren, und weitergegeben ohne Erinnerung.

Langsam wurde ihr mehr und mehr erkennbar, daß es zwei Arten von Seelen gab, solche, die sich zu zerstreuen wünschten, und wieder andere, die sich zu sammeln trachteten. Die ersteren lebten für gewöhnlich in lauter Geselligkeit, immer zu Massen geballt oder gar in Banden oder Kotten, die anderen lebten allein oder nur in Gemeinschaft mit solchen Wesen, die den gleichen Drang zu Besinnung und Sammlung hegten.

Einmal hörte sie in einem Kaffeehaus von ihrem Besitzer den sonderbaren Satz: „Nein, diesen Herrn habe ich nur kennengelernt, ich weiß nichts von ihm und kann nichts über ihn sagen.“

Unter den vielen Menschen des täglichen Tags und seines Betriebes ging etwas verloren, das ihr seit Beginn ihres Daseins nicht nur als das Liebste und Höchste erschienen war, sondern auch als das Wichtigste für ihren Erlebnisswillen und für ihre Hoffnung, das Rechte zu erkennen: das Wort. Es hatte fast überall einen Gebrauch bekommen und darüber seine Seele verloren. Oft war ihr, als flatterten die Worte vater- und mütterlos in der Welt umher. Es ging eine große Verwirrung unter den Seelen von der Heimatlosigkeit des Wortes aus, fast aller Streit und viel Leid.

Aber zuweilen kamen jetzt der Mark die Worte des großen Geistes in den Sinn, daß einmal etwas sehr Ungewöhnliches mit ihr geschehen sollte, das ihn wieder herbeirufen würde. Man hatte sie genommen und fortgegeben, gewechselt und gespart, verloren und gestohlen, verschenkt und vergendet, so überschätzt wie mißachtet — was mochte es noch geben, das mit ihr geschehen konnte, damit die Zusage des großen Geistes in Erfüllung ging?

Sie sann jetzt zuweilen darüber nach, denn wenn sie ihr buntes und erlebnisreiches Dahintreiben unter den verschiedensten Menschen auch immer wieder als neu und unterhaltsam empfand, so war es doch im äußeren Geschehen zumeist dasselbe, bis auf ein ganz bestimmtes, innerlich glimmendes oder glühendes und belebendes Element der menschlichen Seele, das alles überstrahlte und dem Dasein Sinn verlieh.

Sie fand und fühlte dies Eine oft genug und immer wieder, es war jedoch schwer es ganz zu greifen, zu halten oder zu bestimmen, es schimmerte zuweilen durch Wirrnis und Getrümmter der menschlichen Empfindungswelt wie Licht, erhob sich als wärmender wohlthuender Schein, oft wie Trost. Da flimmerte es, in ihrer Erinnerung, über Jellys Stirn und erlosch, wie in Nacht getaucht, der alte Goll tappte darin grob und ungefüge herum, Isabell trat ungewiß und froh erschrocken in sein Bereich des Vertrauens, Doktor Fries hatte damit zu tun, und die arme Klara Legrich starb daran, als sein Glanz in ihre fast erblindeten Augen brach. Der Tod legte einen blassen Widerschein von dieser Kraft auf das erloschene Angesicht der Seizigen, und als der Priester sprach, herrschte diese Macht, als sei sie allein in der Welt und leitete sie.

Mit dem Tun und Getriebe der Täglichen, der Erwerbzigier oder Habsucht, der Tagesplage oder der Zerstreuung der Menschen konnte das Sonderbare und Entscheidende, das den großen Geist herbeirufen sollte, nicht gut zusammenhängen, nur kleine Geister kümmernten sich lange darum, und die Geistlosen am längsten. Nein, sicherlich hing es mit der Ausstrahlung der Allmacht zusammen, die über den vergänglichen und unvergänglichen Dingen thronte und sie geheimnisvoll ordnete, wie das Licht die Welt. — Nun, man mußte abwarten und weiterhin betrachten und schauen, was sich um sie her und mit ihr zutrug.

Auch das Bewußtsein für den Ablauf der Zeit trat ihr jetzt bisweilen nahe, aber dieser Dahinsturz nahm keine festen Formen für sie an, da ihr Schicksal nicht an ihn gebunden war. Reiheten sich Monate, Jahre

oder Jahrzehnte um ihr Dasein? Sie hätte es nicht mit Sicherheit sagen können, denn sie wurde unter Zeitbestimmten und Zeitverbannten mitgerissen wie ein kleines Zimmer und Nie, unberührt von Müdigkeit, Alter oder Verfall. Eher glich sie dem Zeiger einer Uhr, der seinen Kreislauf nicht ermüdet und ihn mechanisch immer wieder vollbringt, als den Menschenkindern, die die wichtige oder nichtige Stunde vom Zifferblatt ablesen.

Einmal freilich wurde ihr Zeit als Ablauf und Bildnerin eines Charakters deutlich, das trug sich bei einer Gerichtsverhandlung zu, der sie in der Westentasche des Staatsanwalts beiwohnte. Es war ihr erster Einzug in den Justizpalast der großen Stadt, und sie folgte der Verhandlung mit Neugier.

Die Nüchternheit und Strenge, die im Saal herrschten, beengten die schwachen und verführbaren Seelen der Menschen, die unter Anklage standen, und ihr Schicksal zappelte wie in einem Netz von Begriffen, Paragraphen und Gesetzen. Es spielte sich Zurückliegendes, das unter ganz anderen Verhältnissen stattgehabt hatte, wie in einer kalten unbarmherzigen Maschine des Rechts noch einmal vor ihnen ab, und man erkannte rasch, wie es sich in ihren Augen veränderte, wie es völlig andere Formen annahm und unter ganz neuen Voraussetzungen eingeschätzt und beurteilt werden mußte.

Ein junger Rechtsanwalt verteidigte gerade eine Verbrecherin mit Beredsamkeit und leidenschaftlichem Einsatz von Verständnis für die Lage, in der die Angeklagte sich befunden hatte, als sie das Gesetz verletzte. Er trat mit Wärme für die Besonderheiten ihrer Na-

tur und für ihre Beschaffenheit ein und erklärte den tieferen Antrieb, der, ohne Überlegung der Beschuldigten, zu ihrem Fehltritt geführt haben mußte.

Der Staatsanwalt griff ein und unterbrach den Eifrigen mit der kurzen sachlichen Bemerkung, daß hier der Tathall entscheidend sei und nicht romantische Erörterungen über menschliche Schwächen im allgemeinen, und daß das Verständnis für solche Schwächen zu keinem Freipaß für Verbrecher umgemodelt werden dürfte.

Jedoch der Verteidiger ließ sich nicht beirren, und man sah, daß der Richter und die Geschworenen mit Wohlwollen auf ihn blickten, als er mit flammendem Nachdruck und überzeugendem Ernst forderte, daß allein die Gesinnung bei der That den Ausschlag für den Richterspruch und die Höhe der Strafe geben müsse.

Der junge Anwalt erweckte bei der Mark, wie auch bei den Richtern und im Zuschauerraum, Theilnahme, denn man empfand, es galt ihm nicht, eine schöne und eindrucksvolle Rede zu halten oder das Böse in Wohlgefälliges umzudeuten, sondern er forderte Gerechtigkeit aus der Willensquelle eigener Erfahrung und aus einer frühen Einsicht für Schuld und Unschuld. Er unterschied die Schwäche mit Klarheit von der Niedrigkeit, und den Troß und Stolz der Armut von der Gier der Satten.

Plötzlich durchzuckte es die Mark wie ein Blitzschlag: Sie kannte und erkannte den jungen Rechtsanwalt. Das war ja Peter! Peter, der kleine Student aus Jellys Bar, ihr trauriger verzweifelter Liebhaber aus jener Nachtstunde vor Mortimers That. Sie hätte am liebsten vor Freude über dieses Wiedersehen laut

gelacht, aber das konnte und durfte sie nicht, am wenigsten in der Westentasche eines Staatsanwalts.

„Oh, Jelly“, dachte sie und sah mit Glück und Ergriffenheit zu dem jungen Menschen hinüber, „du Böse, du Dunkle, das ist dein Werk, das hast du zuwege gebracht! Mit deiner Härte voller Güte, durch deine Erfahrung, errungen durch Schmerz und Schuld, durch deine Klugheit ohne Eitelkeit.“ —

Es war über den letzten Erlebnissen der Kleinen Wanderin einmal wieder Frühling in der großen Stadt geworden, sogar in der Stadt, aber hauptsächlich draußen auf dem Lande. Man merkte es an den Strömen und Düften der Luft, die mit dem hellen Wind in die lauten und staubigen Straßen wehten, am Gesang der Vögel, die sich in das steinerne Häusermeer wagten und die begrünten oder beblühten Gärten besuchten und dort sangen, wo irgend sich ein geschützter oder geeigneter Platz auffinden ließ, von dem aus man ihr Lied möglichst deutlich und weithin vernahm. Am meisten aber spürte man es an der glücklichen oder traurigen Unruhe der Menschen.

Die Mark wurde in dieser Zeit für ganz andere Dinge ausgegeben als etwa um Weihnachten, und sie war schon seit Wochen nicht mehr in einem Kino gewesen. Man nahm jetzt lieber helle Kleider oder bunte Bänder, Fahrkarten ins Heideiland oder an den Meeresstrand, Radieschen oder Flieder. Die Hände trugen keine Handschuhe mehr, und die Augen glänzten zuversichtlicher und fröhlicher. Die jungen Mädchen gewannen an Anziehungskraft und wurden höher eingeschätzt als im Winter, und die jungen Männer

dachten entweder an sie oder an weite Reisen; solche, die in besonders guten Verhältnissen lebten, dachten an beides.

Es war ihr dies alles früher nicht so aufgefallen wie in diesem Jahr, aber mit dem Frühling ist es nun einmal so bestellt, daß man immer den neuen, just hereinbrechenden und waltenden als den reichsten und schönsten empfindet, und daß man für gewöhnlich glaubt, so prächtig sei er zuvor und in anderen Jahren nicht gewesen. Er ist eine sehr sonderbare und holde irdische Einrichtung. —

Die Mark war in den Besitz eines jungen Mannes geraten, der ihr sehr gut gefiel, hochgewachsen, schlank und lebensvoll, wie er dahinschritt, mit ungescheiteltem, nach hinten geworfenem Haar, gelb wie Weizen, und dunkelblauen Augen darunter. Sie wäre außerordentlich gern eine Weile bei ihm geblieben, aber sie wußte längst, daß auf solche Burschen kein rechter Verlaß war, was die Dauer ihres Aufenthalts und was ihre Bewertung betraf, zumal sie lose in seiner Tasche herumrutschte, und noch dazu allein.

Bei jedem Bäckerladen oder Zigarettengeschäft fürchtete sie, das Schicksal ihrer neuen Bekanntschaft sei besiegelt, jeden Augenblick konnte er auf das Trittbrett einer vorüberfahrenden Trambahn springen oder sich an einem Straßenausshank einen Schoppen kühlen Biers genehmigen, zumal es ein warmer Tag und schon gegen Abend war. Sie hatte bereits herausgebracht, daß sie seinen einzigen Geldbesitz darstellte, wo sollte auch noch etwas stecken? Außer Schuhen und Strümpfen hatte er nur ein offenes Hemd und eine Hose an, wo konnte man da auch nur einen Groschen unterbringen?

In der anderen Tasche befanden sich ein Schnupftuch und ein Schlüssel — arm war dieser Mensch . . . aber er benahm sich wie ein glücklicher Millionär, jedenfalls wie etwas sehr Seltenes.

Die Leute wichen ihm auf der Straße aus, aber mit Wohlgefallen, sie zeigten erkennbare Freude an seiner Erscheinung und an seinem fröhlichen rücksichtslosen Marschschritt, und niemand machte Miene, ihm den Besitz der Welt zu bestreiten, niemand verbot ihm, sie zu verschenken, wozu er deutlich eine besonders ausgeprägte Veranlagung an den Tag legte.

In der Domsfreiheit der Johanniskirche machte er halt, setzte sich auf eine Holzbank unter einer Linde und streckte die Beine von sich ab, so lang sie waren, so daß die Frommen, die die Kirche zur Abendandacht aufsuchen wollten und an ihm vorüber mußten, zu einem kleinen Umweg genötigt wurden.

Sie pilgern zur Maria, dachte er. Gut. Mögen sie. Ich warte auf Rose-Marie. Das wurde verständlich, als sie kam.

Die beiden jungen Menschen begrüßten sich mit einer großen, gewissermaßen lautlosen Freude, denn keiner sagte etwas darüber, so daß die Mark das Empfinden hatte, daß alle Worte der Zugehörigkeit oder der Freundschaft und Lebensnähe, die sie bisher vernommen hatte, ganz überflüssig und geradezu leichtfertig gewesen waren, verglichen mit dieser einfachen Freude, wieder beisammen zu sein. Sie mußte das Mädchen ununterbrochen anschauen, nicht nur in ihre Augen, sondern ganz und gar, wie man den Sonnenschein nicht als Strahlenfülle betrachtet und ermist, sondern als Wärme und Licht hinnimmt. Sie war schön gewachsen

wie ihr Freund, und von lichtigem Wesen wie er, ein wenig kleiner wohl und zart und braunen Haars. Ihr junger Körper blühte durch das Kleid hindurch, als wäre er unverhüllt und als wäre seine Schönheit zugleich sein Schutz und seine Hülle, wie bei einer Blume, die sich darbietet, wie sie erschaffen ist, und deren duftende Wohlgestalt zugleich der Mantel ihrer Keinheit ist.

Es kam die Mark geradezu ein Schrecken an und Furcht, wenn sie daran dachte und sich überlegte, ob dieser junge Mann in der Lage wäre recht zu ermessen und zu bewahren, was sich an Glück, Vertrauen und Liebreiz der Hingabe da an seine Schulter lehnte. Sie hätte etwas darum gegeben, ihm sagen zu dürfen: Habe acht, habe acht, das Glück ist jetzt hell und nah bei dir, es führt weit ins Herz und Wesen der ganzen Welt, es kommt vielleicht nie wieder. Aber sie brauchte nicht besorgt zu sein und war es nach einer Weile auch nicht mehr, denn wenn der junge Mann in diesem Augenblick auch nicht ihre Gedanken oder Besorgnisse teilte, so tat er dafür etwas anderes, er glühte durch und durch von Lebensdank, was in diesem Fall und in dieser Lage bestimmt das Zuverlässigste war.

„Am besten brechen wir gleich auf“, sagte er zu Rose-Marie, „was hindert uns? Die Nacht wird klar und warm, und morgen ist ein herrlicher Tag. Im Heidehaus werden wir erwartet, und morgen sind wir früher in der Welt als die Sonne.“

Der Kirchplatz lag auf einem Hügel, so daß die Beiden nun, als sie miteinander davonschritten, für eine Weile das Tal der Stadt vor sich hatten, in dem die Sonne unterging. Sie wanderten miteinander dahin, so daß einer den Arm des anderen im Rücken hatte,

und ihre Gesichter zeigten sich ernst, gefaßt und stolz, denn man lacht in der Jugend nur über das kleine, zufällige und vergängliche Glück.

Ein älterer Herr, der ihnen begegnete, blieb stehen, als sie an ihm vorüberschritten, und sah ihnen nach. Er stützte sich auf seinen Stock und sagte, ganz versunken in ihren Anblick, das einzig Richtige, er sagte: „Ach ja . . .“

Aber am schönsten wurde es doch, als der neue Tag hereinbrach, und die Beiden im Morgendämmern die kleine Kate am Heiderand verließen. Die Luft war noch blau und alles umher still. Sie durchschritten das schlafende Dorf, das in seine Kornfelder eingebettet lag, wie in die Hoffnung auf sein Brot, und der Geruch von Erdgrund und betauten Pflanzen schlug ihnen mit dem Morgenwind entgegen, kühl und wundervoll. Zunächst ging es noch durch Felder und dann durch Wiesen, die noch nicht gemäht waren, so daß ihr Blütenteppich seine ganze Frühlingsfülle darbot.

Die Beiden kannten die Farbigen alle wieder und liebten sie sehr, die Lichtnelken und den Löwenzahn, den Hornklee und die Hundsvleichen. Sie fanden die weißen Margeriten mit den gelben Sonnenherzen, die weichen Ballen des Klees, die sich fast weiß aus lichtvioletten Blütenblättern bildeten und nach oben zu dunkel färbten, die blauen Glockenblumen, Sauerampfer und Schafgarbe und die goldenen Bälle der Trollblumen. Man mußte bei ihnen verweilen, um die Freude des Wiedersehens auszukosten. Alle trugen noch die Nachtstille und -kühle um die geneigten Kelche und die Erwartung des Morgen Sonnenscheins. Sie zitterten noch nicht vor dem Schnitter.

Ein kleiner Fluß schlängelte sich durch seine Schilf-
ufer, man mußte stehen bleiben und sich ganz still ver-
halten, wenn man sein Wasser hören wollte. Sie stan-
den nun miteinander auf der Holzbrücke und sahen und
lauschten zur dahinziehenden Flut hinab, deren geheim-
nisvolle Gile Blicke und Sinne gefangen nahm und
mit sich führte. So kühl und klar und zuversichtlich
zog das Wasser zwischen Quelle und Meer dahin, als
sei der Weg das Schönste und nicht das Ziel.

Dann ging es auf einem schmalen sandigen Weg
ein wenig bergauf, bis sich die weite Hochebene der
Heide in sanften Hügeln vor ihnen ausdehnte, nach
Osten zu, in dessen hohem Himmelstal die Welt den
Aufgang der Sonne erwartete. Dort standen sie nun
auf einem kleinen Hügel, die Füße im Heidekraut,
neben einem Wacholderbusch, dessen dichtes dunkles
Gezweig auf der einen Seite silbrig schimmerte, noch
angehaucht von der scheidenden Nacht, und auf der
anderen Seite golden vom Morgenrot angeleuchtet.
Hinter ihnen stieg über den Saatsfeldern eine Lerche auf,
sie sang, was um sie her geschah, als tönte die beglückte
Erde in allen ihren Geschöpfen auf, den hereinbrechen-
den Tag zu begrüßen.

Der junge Mann wandte sich dem Mädchen zu,
sah ihm in die Augen und mußte aus der zitternden
Freude seiner Liebe heraus sprechen. Er begann: „Ich
glaube . . .“, dann stockte er und schwieg. Was war es
nur alles, was er ihr sagen wollte? Es kam ihm nicht
in den Sinn und über die Lippen, aber im Morgens-
schein des Frühlings genügten diese beiden Worte.

So schritten sie denn stumm und glücklich weiter, bis
das große Licht über sie und die Welt hereinbrach, der

strahlende Sonnenstern umsing sie jetzt, und sie blieben wie gebannt vor Entzücken stehen, angeglüht und wie verzaubert, ein kleines Menschenpaar auf den weiten roten Bogen der Erde, als wären sie mit ihrem Glück allein in der Welt.

Als der junge Mann die von Tau feuchten Haare des Mädchens an seiner Wange spürte, überwältigten ihn der Frühlingsmorgen, seine Lebensseligkeit und seine Liebe. Es war nun in ihm und umher alles leichter und freier geworden, erlöster und fröhlicher, da die Sonne aufgegangen war. Er warf seine Arme um das Mädchen und stammelte mit bebender Stimme dicht vor ihren Lippen: „Kann denn ein Mensch so glücklich sein, wie ich es bin?! Dich hab ich, dich und meine Liebe, und nichts will ich mehr, als dich allein. Was soll ich tun, es dir zu beweisen?! Was habe und besitze ich noch, das ich für dich hingeben könnte? Mein Herz?“ rief er und lachte, „das brauche ich noch für dich, das ist deine Wohnung, dein Schutz und dein Besitz. — Aber da! Da finde ich noch etwas, das sich in meiner Tasche breitmacht und großtut neben dir. Fort damit und hinweg, damit du für alle Zeit deines Lebens weißt, daß nichts mir gelten soll, neben dir und deiner Liebe!“

Er lachte wieder hell und übermütig auf, ergriff die Mark, seinen letzten Besitz, den er in seiner Tasche gefunden hatte, und warf sie mit einem Jubelschrei weit in die Heide hinaus. „Nun habe ich nur noch dich“, rief er und schloß das Mädchen in die Arme, „so will ich es, so ist es gut in Ewigkeit.“

Rose-Marie war nicht ganz so einverstanden mit dieser That wie ihr Geliebter und meinte ängstlich: „Was hast du da getan?! O Gott! Man kann doch

auch glücklich sein, wenn man etwas Geld hat. Nein, du bist wirklich schrecklich! Komm, wir wollen die Mark suchen.“

Aber er lachte nur und zog sie mit sich fort. So ist es nun einmal mit diesen Mädchen, dachte er, macht unsere Seele einen großartigen Heldenflug, gleich erschrecken sie, laufen davon und suchen nach einem Landungsplatz für uns. Und ahnen darüber nicht einmal, daß sie selbst viel mehr, viel Schöneres und alles dahingeben würden. —

Aber weit mehr als Rose-Marie hatte die wilde Glückstat des jungen Mannes die Mark in Schrecken versetzt. Ehe sie recht zur Besinnung kam und sich klarmachen konnte, was da vor sich ging, geblendet durch die Sonnenstrahlen, die überhell und gewaltig vom Horizont her auf sie einflamnten, flog sie dahin und sank weit fort von den Beiden in die Büschel des Heidekrauts und blieb im dichten Erdwäldchen in roter Dämmerung liegen, neben einem Stein und einem schillernden kleinen Käfer, der sich eilig davonmachte. Recht tut der Käfer daran, dachte sie. Alles hätte sie erwartet, sie war weder verwöhnt noch unerfahren, aber daß jemand sie mir nichts dir nichts einfach fortwarf, das war neu, und wahrlich nicht nur neu, es war . . .

Ihre Gedanken stockten, und ein sonderbar wehmütiger stiller Laumel besiel sie: War das vielleicht die Tat, das Merkwürdige und Ungewöhnliche, das mit ihr geschehen sollte, um den großen Geist aufs neue und noch einmal herbeizurufen?

Sie wäre wohl kaum auf diesen Gedanken gekommen, wenn nicht ein geheimnisvolles leises Erbrausen die Luft erfüllt hätte, es durchbebte sie ein ahnungs-

volles Gefühl der Andacht und Berufung, wie einst, als der Hauch aus der Weite sie zum erstenmal berührt und ins Leben erhoben hatte.

Nichts zeigte sich ihr, jedoch sie fühlte die Gegenwart des großen Geistes aller Geseze mit Zuversicht. Er waltete im Licht der Sonne, in den Regungen der Pflanzen im Morgenwind, in der reinen Kühle der Luft, im Vogellied, und am klarsten in der Herrlichkeit der beiden Liebenden, die nun, zart und klein und eng umschlungen, auf dem Heidet Teppich am fernen Horizont in den Sonnenschleiern verschwanden. Und noch eines erschütterte sie plötzlich, in jenem Gefühl des Glücks, das eine lichte Einsicht der Seele zu geben vermag: Jener Erhabene war nicht allein der Geist der Geseze, sondern weit darüber hinaus der Hort einer unwandelbaren Liebesordnung.

Da klang aus dem Unsichtbaren die große Stimme über ihr auf: „Nun, so berichte denn! Lebt das Herz des Menschen noch, unter allem, was seinen Schlag übertönt? Empfängt es noch das ewige Licht und strahlt es zurück?“

„Doch, doch . . .“, sagte die Mark, „das schon . . . und jetzt will ich erzählen.“

„Nein“, antwortete der große Geist, „mehr will ich nicht wissen.“

Er hauchte die Mark an, so daß ihre Seele mit leisem Erzittern aus der irdischen Zeitlichkeit entwich, und überließ sie seinem höheren Gesez der Wandlung und Heimkehr, wie einst uns alle.

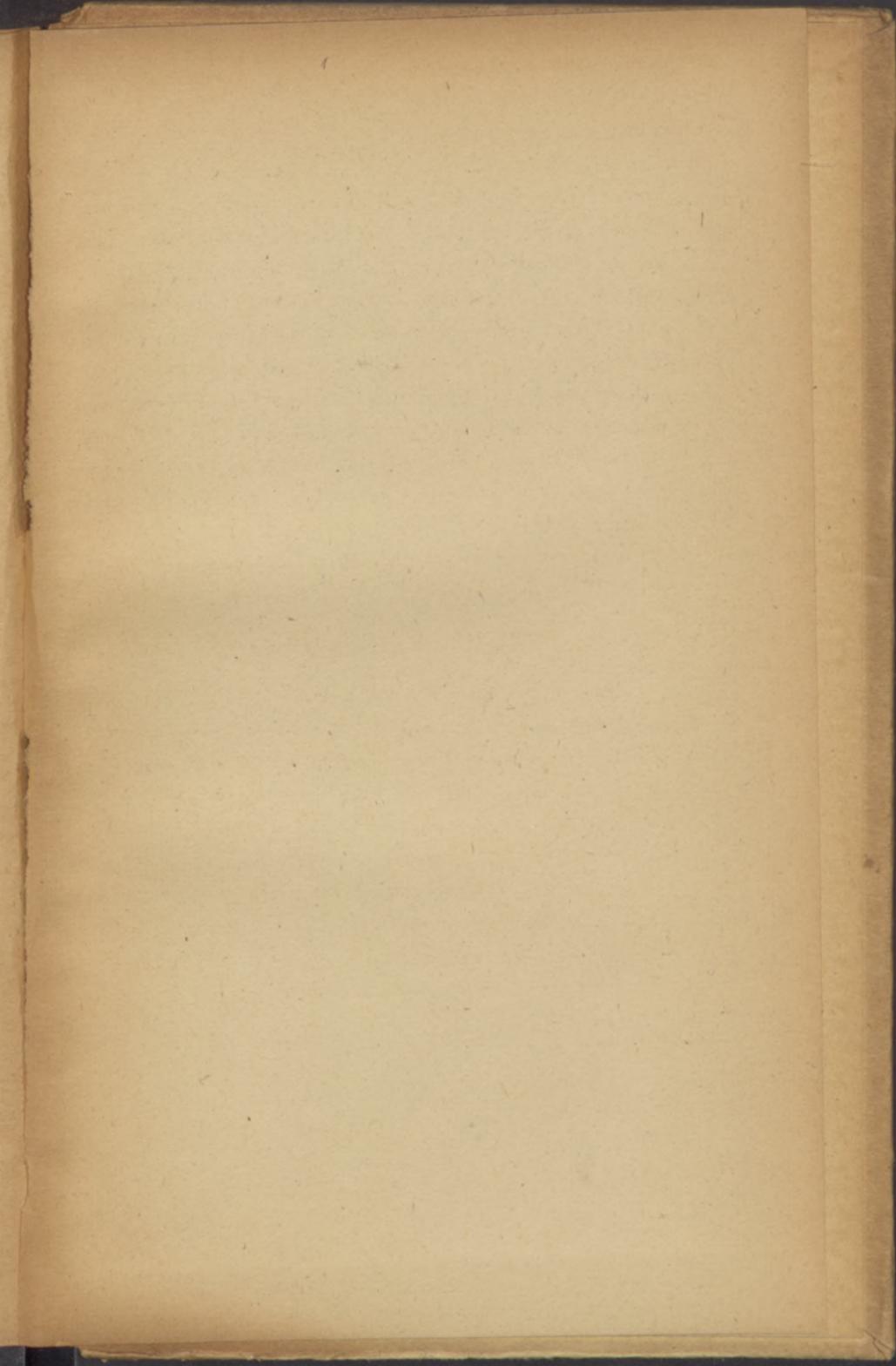
E n d e



Der vorliegende Roman „Die Reise um das Herz“ von Waldemar Bonsels ist im Juni 1942 in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ erschienen. Als Hauptschriftleiter der „Bibliothek“ ist Hans Ludwig Deser, Söcking über Starnberg, Oberbayern, verantwortlich für Text und Bild. An seine Anschrift sind alle Manuskripteinsendungen vorzunehmen. Eine Haftung für unverlangte Einsendungen übernimmt die Schriftleitung nicht. Das Porto für die Rücksendung ist beizufügen. Nachdrucke aus der „Bibliothek“ sind verboten. Alle Rechte behält sich der Verlag, die Deutsche Verlags-Expedition, Ackermann, von Holzbrink und Schlösser, Stuttgart, Jägerstraße 37, vor. An diese Anschrift richten Sie bitte alle geschäftlichen Zuschriften, die den Bezug der „Bibliothek“ betreffen.

Satz und Druck: Union Druckerei GmbH., Stuttgart

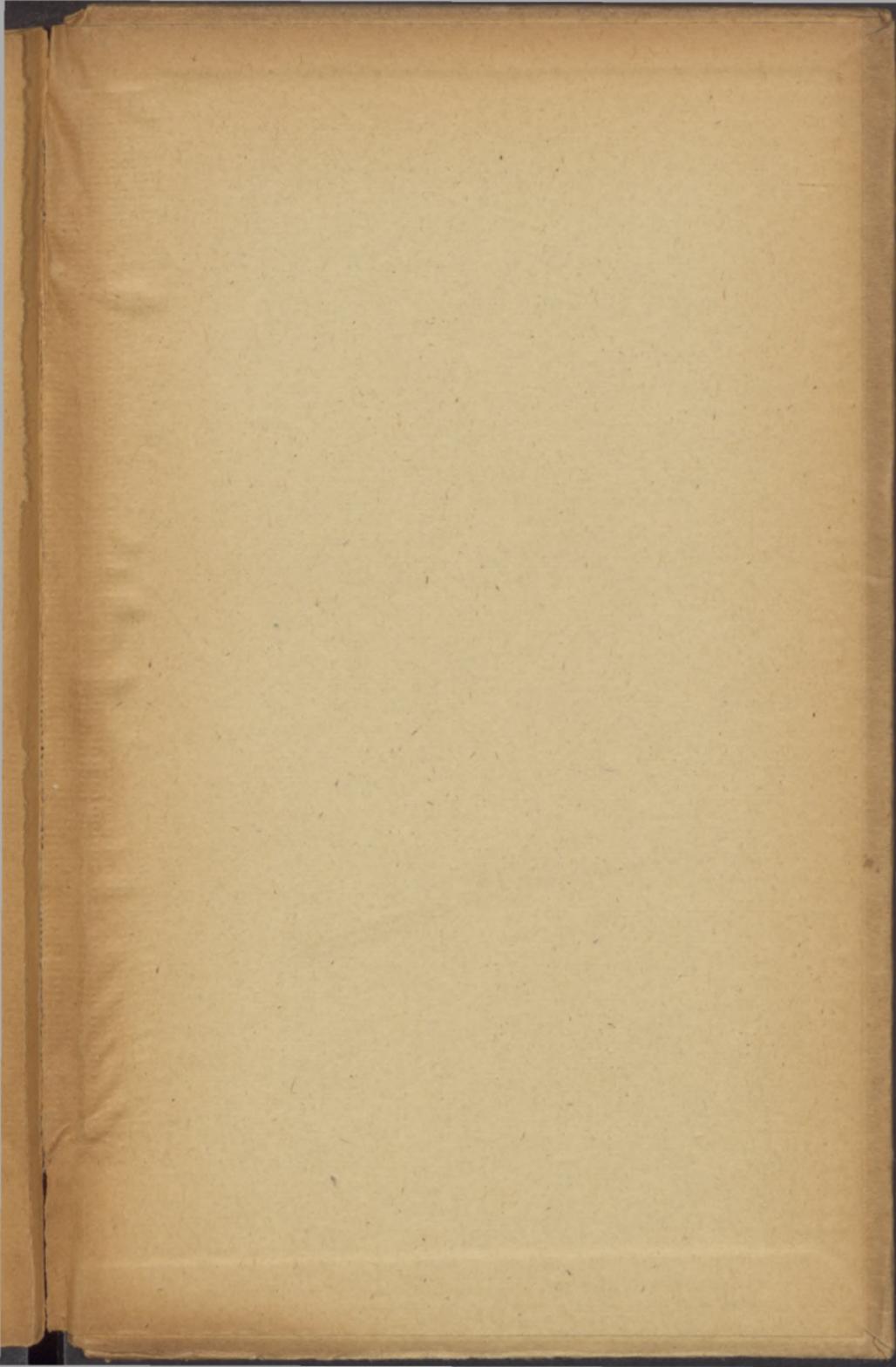
Die „Bibliothek“ erscheint in der Ausgabe A ohne Versicherung zum Preise von RM. 1.55 einschließlich 15 Pfennig Zustellgebühr. Die Ausgabe B mit Versicherung kostet einschließlich 15 Pfennig Zustellgebühr und eines Zuschlags von 30 Pfennig, der entsprechend einer aufsichtsbehördlichen Anordnung erhoben wird, RM. 2.25. Bei Postzustellung sind in den Bezugspreis eine Zeitungsgebühr von 7,6 Pfennig und eine Zustellgebühr von 4 Pfennig monatlich eingeschlossen. Die „Bibliothek“ ist vom Verlag, durch die Post und durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen zu beziehen.



Biblioteka Główna UMK



300046679897



Biblioteka Główna UMK Toruń

141

GERTORU



300046679897

Biblioteka Główna UMK



300046679897